

Danke, Moritz Leuenberger, Vögel machen glücklich, Liz Hurleys Brüste

Nummer 7 – 18. Februar 2021 – 89. Jahrgang
Fr. 9.–(inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Wir Schweizer

Expedition in die Seele des Unscheinbaren.

Jean-Martin Büttner

Links wie nie

Schweizer Fernsehen: kränkster Patient in der Pandemie.

Christoph Mörgeli

Schatzkammer der Menschheit

Warum die Bibel Pflichtlektüre ist. *Roger Köppel*

Alfred Heer zum Kosovo
Der Europapolitiker
über Wahlsieger
Albin Kurti

1 706 900 207 761 7
07

Schatzkammer der Menschheit

Die Bibel ist die Schatzkammer der Menschheit. Ein Buch voller Weisheit. Ein Buch voller Wirklichkeit. Wir haben die Bibel vergessen. Man sollte sie wieder lesen.

Heute glauben viele nicht mehr an Gott oder an die Bibel. Sie glauben an alles Mögliche, an sich, an den Staat, an die Natur, an die Wissenschaft, an nichts, an Greta.

Mein Grossvater war gegen Gott und gegen die Bibel. Er hatte den Zweiten Weltkrieg erlebt. Ich bin und war nie besonders religiös. Die Bibel kannte ich kaum. Was für eine Bildungslücke.

Keine Angst, ich will Sie nicht bekehren. Wenn Leute «Gott» sagen, zucke ich zusammen. Die meisten, die von Gott reden, meinen sich selbst. Gott ist vermutlich das meistmissbrauchte Wort der Welt.

Den Überfrommen misstrauere ich. Ich halte Glauben und Religion für etwas, was man lieber für sich behält. Woran man glaubt, ist so persönlich. Darüber sollte man nur behutsam reden.

Ich glaube nicht, dass man die Bibel lesen muss, um ein guter Mensch zu sein. Aber es hilft. Die Bibel ist auch ein Buch darüber, wie man richtig handelt.

Sie gibt Antworten auf all die unbeantwortbaren Fragen: Warum gibt es etwas und nicht einfach nichts? Was ist der Mensch? Was soll ich tun?

Die Wissenschaft vermittelt Kenntnis, Wissen. Die Bibel liefert Weisheit. Die Wissenschaft sagt, was ist. Die Bibel erzählt, was wir mit diesem Wissen machen sollen.

Wer nur an die Wissenschaft glaubt, glaubt an die Natur, an Materielle. Es gibt keinen Sinn. Die Starken fressen die Schwachen. Menschen, Tiere und Pflanzen sind Zellhaufen, Sternstaub.

Der Nazi-Arzt Dr. Mengele glaubte an die Wissenschaft. Viele Nazis waren gegen Tierversuche. Mengele experimentierte an lebenden Menschen. Die reine Wissenschaft kann Monster gebären.

Die Wissenschaft sagt uns nicht, ob wir ein Spital oder ein Konzentrationslager bauen, ob wir unsere Eltern ehren oder einsam sterben lassen sollen.

Es gibt Leute, die sagen, dass es ohne die Bibel, ohne Gott keine Moral geben kann. Sicher schadet es nicht, die Bibel zu lesen, wenn man etwas über Moral erfahren will.

Es stimmt, die Bibel redet von etwas, was man nicht begreifen kann, von Gott. Aber durch die Art, wie sie über Gott spricht, sagt sie enorm viel über den Menschen aus.

Ich bin Journalist und Politiker. Für mich lautet die wichtigste biblische Botschaft: Die höchste Autorität ist nicht von dieser Welt. Gott ist kein Mensch. Kein Mensch kann Gott sein.

Das ist alles andere als selbstverständlich. Seit Jahrtausenden wollen die Menschen ihre eigenen Götter sein, den höchsten Thron erklimmen.

Indem die Bibel Gott auf den Thron hebt, entthront sie den Menschen. Das war, das ist bis heute der Urknall der Freiheit. Wo es keinen Gott im Himmel gibt, droht die grenzenlose Tyrannei auf Erden.

Und umgekehrt: Wo ein Gott im Himmel der Macht der Menschen Grenzen setzt, beginnt

die Freiheit. Ohne die Bibel gäbe es die Freiheit nicht. Keine Schweiz ohne Gott.

Die Wahrheit der Bibel besteht darin, dass sie tröstet, ohne zu beschönigen. Sie beschreibt den Menschen, wie er ist. Es gibt kein ehrlicheres Buch über die menschliche Natur.

Der Mensch der Bibel ist ein hoffnungsloser Fall. Er betrügt, lügt und stiehlt, taumelt von einem Irrtum zum nächsten, rennt dauernd falschen Göttern hinterher. Kommt uns das bekannt vor?

Im Alten Testament sind alle Familien zerrüttet: Ehebruch, Brudermord, Geschwister, die andere Geschwister in die Sklaverei verkaufen. Das Dysfunktionale ist das Normale. Tröstlich auch dies.

Jeder Mensch läuft Gefahr, aus der Bibel nur das herauszulesen, was ihn bestätigt in seinen Vorlieben und Meinungen. Ich bilde mir ein, ein paar zeitlose Wahrheiten zu erblicken.

Zum Beispiel: Der Mensch ist ein Abbild Gottes, also mehr als nur ein vernunftbegabtes Tier. Jedes Leben ist heilig, auch das schwächste. Die Bibel ist die Quelle aller Menschenrechte.

Der Mensch ist nicht automatisch gut. Das Böse kommt aus der menschlichen Natur. Nicht Armut, Unterdrückung oder Kapitalismus machen den Menschen schlecht. Er ist selber schuld.

Es gibt den freien Willen. Der Mensch ist nicht der Sklave seiner Gene. Er trägt Verantwortung. Niemand kann sie ihm abnehmen.

Frauen und Männer sind gleichwertig, aber nicht gleich. Die Bibel schafft Ordnung durch Unterscheidungen. Vieles davon droht heute zu verschwimmen. Chaos kehrt zurück.

Die Menschen sollen nicht ihrem Herzen folgen, sondern ihrem Geist. Die Bibel ist ein erstaunlich rationales Buch darüber, warum es vernünftig ist, an einen Gott zu glauben.

Die Bibel ist grosse Literatur, Lebenskunde in Geschichten, das mächtigste Reservoir an Weisheit, das wir haben.

Die Bibel sollte wieder Pflichtlektüre werden, in den Schulen, in den Familien. Das Leben ist ein Wunder. Die Bibel ergründet sein Geheimnis. R. K.

Wir machen
Ihren Venen
Beine.

Venenchirurgie. Eines der Fachgebiete
in Ihrer Privatklinik für Chirurgie
und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.



Jean-Martin Büttner über die Lebenskunst der Schweizer und Elton John, Markus O. Häring, Schweizer Fernsehen, Daniel Liebi, Andreas Aebi

Die *Weltwoche* verstärkt sich weiter: Mit dieser Ausgabe stösst Jean-Martin Büttner zum Kreis unserer Autoren. Fast vier Jahrzehnte schrieb Büttner für den *Tages-Anzeiger* und brachte dort selbst staubigste Stoffe zum Funkeln. Wie breit sein Repertoire ist, zeigt er schon in diesem Heft: In der Titelgeschichte ergründet Büttner die Lebenskunst der Schweizer (Seite 14); in einem kurzen Essay würdigt er den Musiker Elton John als genialen Satiriker seiner selbst (Seite 38). Wir wünschen Ihnen eine inspirierende Lektüre und heissen den Kollegen herzlich willkommen.

Der Basler Geologe Markus O. Häring hat sich ein Leben lang mit Energie und Umwelt befasst. Nachdem er als Forscher für den Erdölriesen Shell ein breites Grundlagenwissen erarbeitet hatte, wechselte er die Fronten und leitete Projekte zur Förderung der Geothermie und zur Tiefenlagerung von CO₂. Mit der (menschengemachten) Klimaerwärmung befasste er sich, lange bevor das Thema Mode wurde. Als einer der wenigen Insider wagt Häring eine fundamentale Kritik an der Politik des Weltklimarats. Am Beispiel der Kältewelle, die durch die Klimaerwärmung verursacht worden sein soll, zeigt Häring auf, wie die Wissenschaft auf dem Altar der Ideologie geopfert wird und damit jede Glaubwürdigkeit verliert. Seite 8

Zwangsgebühren fürs Schweizer Fernsehen zahlen alle, auch die bürgerliche Mehrheit

in diesem Land. Doch was die SRF-Sendungen den Zuschauern vorsetzen, spottet sämtlichen Richtlinien. Weder die «Tagesschau» noch «10 vor 10», die «Rundschau» oder «Schweiz aktuell» bieten eine sachliche Berichterstattung. Sondern einen Blick auf die Welt und die Schweiz durch die stark rotgrün gefärbte Brille. Kein Wunder, denn 70 Prozent der SRG-Mitarbeiter bezeichnen

sich als «politisch links». Und mit fast 40 Prozent erreicht die linke Gewerkschaft «Schweizer Syndikat Medienschaffender» einen sensationell hohen Organisationsgrad. Seite 20

Gastwirtin Daniela Liebi ist bekannt als «Lockdown-Rebellin», weil sie sich als eine der wenigen gegen das Corona-Regime auflehnte. Im Januar öffnete sie illegal ihren Betrieb, bis ihn die Polizei wieder schloss. Was folgte, waren eine Busse, Ärger und eine ungenügende bis sogar falsche Berichterstattung. Liebi überlegte es sich lange, ob sie sich erneut äussern soll oder nicht. Gegenüber der *Weltwoche* öffnet sie sich. Ungeschönt schildert Liebi den finanziellen Notstand der Gastrobranche, der auch sie betrifft. Weil seit einem Jahr keine Unterstützungsgelder fliessen, sagt sie: «Ich habe null und nichts.» Seite 26

Alchenstorf im Unterenmental versteht sich als Vogeldorf der Schweiz. Die Idee geht zurück auf seinen bekanntesten Einwohner: Nationalratspräsident Andreas Aebi. Der SVP-Politiker ist begeisterter Hobby-Ornithologe und beherbergt allein auf seinem Hof etwa 200 Vogelpaare, darunter Schleiereulen. Wer will, kann diesen per Webcam beim Familienleben zuschauen. Warum man das tun soll? «Weil es glücklich macht.» Seite 72

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR IT-SPEZIALISTEN

Mit www.itjobs.ch die besten IT-Spezialisten finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.itjobs.ch



IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Sandro Gianini. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schon Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

WELTWOCHEN daily



Neu auch
als App
Jetzt «weltwoche daily»
downloaden im
App Store oder
auf Google Play

www.weltwoche-daily.ch

Menschen und Meinungen Jetzt neu: täglich aktuell

Die Weltwoche baut ihr Online-Angebot aus

- Montag bis Freitag, um Punkt 6 Uhr 30.
- Pointierte Meinungen zu den wichtigsten Themen von unseren Redaktoren und prominenten Gastautoren.
- Konzentration aufs Wesentliche, kurz und klar.
- Meinungsvielfalt über alles.

Die andere Sicht, unabhängig,
kritisch, gut gelaunt.

Jetzt kostenlos testen auf
www.weltwoche-daily.ch.



Apple logo® und Apple®
sind Marken von Apple Inc.



Google Play ist eine Marke
von Google LLC.

DIE  **WELTWOCHEN**



Unscheinbar: Wir Schweizer. Seite 14



Politische Einfalt: Sandro Brotz. Seite 20



Schatzkammer: Die Bibel. Seite 3

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung
Warum ist es in diesem Winter so kalt?
- 9 Peter Rothenbühler
Lieber Stefan Hofmänner
- 10 Tagebuch
Simon Ammann
- 12 Bern Bundeshaus
Die Berset-Verschwörung
- 13 Blick in die Zeit
- 14 Wir Schweizer
Jean-Martin Büttner über die Schweiz
- 17 Privat-Videos auf Tiktok
Richter Spiess gegen den *Tages-Anzeiger*
- 17 Personenkontrolle
- 18 Mörgeli
100 Prozent Migranten in Intensivbetten
- 18 Berns frechster General
Thomas Kaiser und die Masken
- 19 Peter Bodenmann
Leuenberger: Kesb geht auch nicht
- 20 So links ist unser Fernsehen
Der kränkste Patient in der Pandemiezeit
- 22 Knospen der Hoffnung im Kosovo
Alfred Heer über Albin Kurti
- 23 Katharina Fontana
Lebensform für Romantiker
- 24 Anders als die Gestapo
Die AfD unter Beobachtung
- 26 «Vögeli, friss oder stirb»
Gastwirtin Daniela Liebi
- 27 Kurt W. Zimmermann
Konzernjournalismus, wie wir ihn lieben
- 28 Beweglichkeitswunder Hildebrand
Ex-Nationalbankpräsident als OECD-Chef

- 30 Beliebter als Apple
Tiktok-Star Charli D'Amelio
- 31 Rückschritt in den Feudalismus
Jacqueline Badran über die E-ID
- 32 Widerstand gegen Cancel Culture
Frankreich und die *Wokeness*
- 34 Forschung soll frei sein
Institutionen überladen die Wissenschaft
- 34 Inside Washington
Totengräber
- 35 Eine Frage der Moral
Eugen Sorg
- 36 Burka-Initiative
Für eine Handvoll Stimmzettel
- 38 Elton John
Er leuchtet so hell
- 39 Amerika
Rassismus von links
- 40 Wohin geht Bitcoin?
Neues Finanzsystem, neues Glück?
- 42 Václav Klaus
Mutation sozialistischer Ideen
- 43 Geisterhaus am See
Kaum genutztes Muraltengut
- 44 Geopolitik
Kurswechsel in Asien
- 46 Danke, Moritz Leuenberger
Mehr Ehrlichkeit in der Politik
- 46 Was die deutschen
Grünen verbieten wollen
- 47 Henryk M. Broder
Zweimal 1849
- 48 Leserbriefe
- 49 Nachrufe
Larry Flynt, Helen Meier
- 50 Beat Gygi
So locker war der Staat noch nie

LITERATUR UND KUNST

- 51 Ikone der Woche
- 52 Klabumm, schnarräng, radatsch!
Wilhelm Busch
- 54 Bücher der Woche
- 57 Die Bibel
- 58 Architektur
Alles auseinandernehmen
- 60 Social Media
Wann ist Schluss mit sexy?
- 61 Nachruf Chick Corea
- 62 Comics
Dagobert-Duck-Erfinder Carl Barks
- 63 Pop Halsey
- 63 Jazz Aki Takase, Christian Weber,
Michael Griener

LEBEN HEUTE

- 64 Wunderbare Welt
- 64 Unten durch
- 65 Fast verliebt
- 66 Sehnsuchtsorte
- 67 Lebensläufe
- 67 Thiel
- 68 Essen
- 68 Wein
- 69 Auto
- 69 Objekt der Woche
- 70 Zeitzeichen
- 70 Dr. M.
- 71 Am Pistenrand mit ...
Vreni Schneider
- 72 Vögel machen glücklich
Nationalratspräsident Andreas Aebi
- 74 Tamara Wernli



Leserangebot: Boutique-Hotel «Remorino», Minusio Geheimtipp am Lago Maggiore

Eingebettet in die traumhafte Tessiner Landschaft, nur wenige Schritte vom Lago Maggiore entfernt, liegt das Boutique-Hotel «Remorino». Willkommen in der mediterranen Oase der Entspannung.

Der glitzernde See, die palmenbesetzte Uferpromenade und eine wahre Blütenpracht: Es ist nicht leicht, dem Zauber des Tessins mit seinen durchschnittlich mehr als 2170 Sonnenstunden im Jahr zu widerstehen. In unmittelbarer Nähe des alten Dorfkerns von Minusio befindet sich das ruhig und dennoch zentral gelegene Vier-Sterne-Boutique-Hotel «Remorino».

Die 24 stilvollen Wohlfühlzimmer mit Balkon zur Seeseite und herrlichem Panoramablick überzeugen mit Ambiente und Liebe zum Detail. In der grosszügigen Gartenanlage lässt es sich wunderbar auf dem Liegestuhl am beheizten Pool in Tagträumen schwelgen. Das Frühstück wird im sonnen durchfluteten Frühstücksraum oder auf der Terrasse im Garten serviert.

Das «Remorino» ist der perfekte Ausgangspunkt, um die Schweizer Sonnenstube nach Herzenslust zu erkunden – sei es mit dem hoteleigenen E-Bike oder im schicken Fiat-500-Cabrio, das Ihnen mit diesem Angebot einen halben Tag lang kostenlos zur Verfügung steht.

Zu den Attraktionen der Umgebung zählen etwa Ascona, die Perle am Lago Maggiore, oder das subtropische Paradies der Brissago-Inseln. Im Hinterland locken die wildromantischen Täler der Verzasca und der Maggia. Zu Fuss erreichen Sie die Wallfahrtskirche Madonna del Sasso oder Locarnos pittoreske Altstadt mit der Piazza Grande. Oder wie wäre es mit einem Ausflug mit der Luftseilbahn auf den Hausberg Cardada-Cimetta mit seiner fantastischen Aussicht?



Platin-Club-Spezialangebot

Leserangebot:

Vier Nächte geniessen, drei bezahlen!

Boutique-Hotel «Remorino», Minusio

Leistungen:

- 4 Übernachtungen
- Geniesser-Frühstück
- 20 % Rabatt im Ristorante «Giardino Lago» (ab April)
- Fiat-500-Cabrio-Benutzung für ½ Tag
- E-Bike-Benutzung
- Ticino-Ticket (Gratis-ÖV)

Preise:

Ab Fr. 375.– bis Fr. 585.– pro Person (je nach Saison und gewähltem Zimmer)

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement vom März bis 30. Mai (ohne Ostern, Pfingsten und Auffahrt) oder vom 15. September bis 30. November 2021 online unter www.privateselection.ch/weltwoche, unter Telefon 041 368 10 05 (Mo–Sa) oder per E-Mail an info@privateselection.ch Bitte Stichwort «Weltwoche» angeben.

Veranstalter:

Private Selection Hotels & Tours, Luzern
www.privateselection.ch

www.weltwoche.ch/platin-club

Warum ist es in diesem Winter so kalt?

Namhafte Wissenschaftler erklären die tiefen Temperaturen mit dem Klimawandel. Doch das ist nur Spekulation. Und es ist nicht die einzige in der ganzen Debatte.

Markus O. Häring

Erinnern Sie sich an das Jahr 2006? Al Gore, Ex-US-Vizepräsident, lanciert den Katastrophenfilm «An Inconvenient Truth». Vor grossem Publikum steigt er auf eine Leiter und zeigt hoch oben auf die Sechs-Meter-Marke eines vertikalen Massstabs. So hoch werde der Meeresspiegel ansteigen, prophezeit er mit donnernder Stimme, wenn wir nicht sofort aufhören, Kohle, Öl und Gas zu verbrennen. Dafür erhält er 2007 zusammen mit dem Weltklimarat (IPCC) den Friedensnobelpreis.

Zweite Szene, Januar 2021: Der natürliche Moränenendamm der Laguna Palcacocha, eines Gletschersees in den peruanischen Hochanden, droht zu bersten und die Stadt Huaraz zu überfluten. Schuld daran ist die Gletscherschmelze, die den See zunehmend auffüllt. Gemäss *Nature Geoscience* ist der menschengemachte Klimawandel daran schuld, was auch Professor Reto Knutti einen Re-Tweet wert war.

Dritte Szene, Februar 2021: Professor Stefan Rahmstorf, Klimawissenschaftler am Potsdam-Institut für Klimafolgenforschung, erklärt die Kältewelle mit dem Klimawandel. Durch die polare Erwärmung sei der Polarwirbel instabil geworden, wodurch kalte Polarluft in unsere Breitengrade vordringt. Ein Phänomen, das durch den menschengemachten Klimawandel vermehrt auftreten dürfte.

Vierte Szene, 2020 bis heute: Covid-19 zwingt die Menschheit in eine wirtschaftliche Rezession. Der weltweite Energieverbrauch sinkt, die CO₂-Emissionen gingen im letzten Jahr gegenüber 2019 um ganze 17 Prozent zurück. Und deshalb haben wir jetzt einen kalten Winter.

Brandolinis Gesetz

Was ist diesen vier Szenen gemeinsam? Alle vier sind Unsinn, im Englischen *bullshit* genannt. Alfredo Brandolini, ein italienischer Informatiker, hat dazu ein Gesetz formuliert, das nun seinen Namen trägt: «Das Widerlegen von Bullshit erfordert eine Zehnerpotenz mehr Energie als dessen Produktion.» Ich werde trotzdem versuchen, die obigen Szenen zu widerlegen.

Die Behauptung Al Gores ist am einfachsten zu entlarven. Er war so schlau, nicht zu erwähnen,

wann der Meeresspiegel auf die besagte Marke steigen soll. Nüchterne Wissenschaftler schätzten schon damals, der Meeresspiegel werde bis Ende des Jahrhunderts um dreissig Zentimeter steigen, so wie bereits in den vorhergegangenen hundert Jahren. Dieser Trend hat sich fortgesetzt. In den vergangenen fünfzehn Jahren ist der Meeresspiegel wie erwartet um 4,5 Zentimeter angestiegen. So dürfte es noch 2000 Jahre dauern, bis Gores Prophezeiung wahr wird.

Berstende Bergseen wiederum sind klassische Naturereignisse, die es immer gegeben hat und immer wieder geben wird. Die freigesetzten Kräfte sind ein Phänomen der Schwerkraft. Auslöser sind Verwitterungsprozesse durch Wind und Wetter. Klimawandel, weder natürlicher noch menschengemachter, kann Energie aus Schwerkraft verändern. Der Auslöser spielt dabei keine Rolle. Es kann auch der Tritt einer Gämse sein (oder eines Vikunjas in den Anden). Die Kräfte können nur einmal freigesetzt werden. Dann sind Wasser oder Steine unten.

Dass wir jetzt einen solch kalten Winter haben, kann nicht einfach mit dem Klimawandel in Zusammenhang gebracht werden. Ausbrüche des Polarwirbels im Winter hat es immer gegeben. Das versetzt nicht nur Europa, sondern auch Nordamerika und Sibirien in Eiseskälte. Ob das mit einer wärmeren Arktis häufiger und stärker ausfallen wird als bisher, ist Spekulation, keine Wissenschaft. Australien erlebt gerade einen relativ kühlen Sommer. Dort ist «La Niña» dafür verantwortlich, eine sporadisch auftretende

Kaltströmung im Pazifik. Es gibt Fakten, die es nicht zu bestreiten gibt. Diese muss ein seriöser Wissenschaftler von seinen Spekulationen klar trennen können. So hat sich die mittlere Temperatur der Troposphäre seit 1997 (Beginn weltumspannender Temperaturmessungen mit Satelliten) pro Jahrzehnt durchschnittlich um 0,15 Grad erhöht, was eine Erwärmung um 1,5 Grad in hundert Jahren bedeutet. Dieser Trend hat bereits in vorindustrieller Zeit begonnen und setzt sich gemäss den Messungen innerhalb einer natürlichen Schwankungsbreite fort.

Durch Fakten widerlegt

Die CO₂-Emissionen aus menschlicher Aktivität steigen seit Beginn der Industrialisierung und betragen heute 36,5 Milliarden Tonnen pro Jahr. Die Emissionen sind in den letzten dreissig Jahren immer schneller gestiegen, eine Trendumkehr zu einem langsameren Anstieg wird jetzt aber erkennbar. Die Klimaprognosen der Alarmisten beziehen sich immer auf das berüchtigte RCP8.5-Szenario des Weltklimarats. Das ist das Worst-Case-Szenario, das von einer ungebremsten Beschleunigung von Treibhausgasemissionen ausgeht. Das war von Anfang an eine unwahrscheinliche Annahme, unterdessen ist sie durch Fakten widerlegt.

Die CO₂-Konzentration in der Atmosphäre ist seit 1997 von 336 ppm («parts per million»; 0,0336 Prozent) auf 415 ppm (0,0415 Prozent) gestiegen. CO₂ ist ein Treibhausgas, das einen Einfluss auf die Klimaerwärmung hat; nur ist keinesfalls gesichert, wie stark dieser Beitrag ist, auch wenn das Gegenteil behauptet wird. Es ist durchaus relevant, diesen Beitrag zu ermitteln, denn er wird Auskunft darüber geben, wie stark sich eine CO₂-Reduktion auf die Klimaentwicklung auswirken wird.

Das können aber nur unvoreingenommene Forscher herausfinden. Wissenschaftler, die in der Erwärmung nur Unheil und in der Energieversorgung mit fossilen Brennstoffen nur Schlechtes sehen, können das nicht.



„Guten Tag! Wir sind die Handwerker, die Ihre Hauntürklingel reparieren sollen...“

Markus O. Häring ist promovierter Geologe und Vizepräsident des Carnot-Cournot-Netzwerks.

Lieber Stefan Hofmänner

In dieser Zeit, wo's für «uns» Medaillen regnet, schaue ich, wie früher, alle Skirennen der WM und freue mich. Dabei habe ich zufällig Sie entdeckt. Wie Sie die Männerabfahrt kommentiert haben, ist ein kleines Wunder: alles perfekt. Da redet ein hübscher Kerl mit einer angenehm warmen Stimme und einem grossen Wissen über Fahrer, Verhältnisse, Geografie, Geschichte, Psychologie, nimmt uns mit seinen Erklärungen mit und verblüfft durch sein ruhiges Wesen. Macht keine Faxen, kein Holley und keine faulen Wortspiele. Einfach nur Journalismus vom Besten, nicht nervige, voreilige Kommentare zu Zehntelsekunden und andern Zahlen. Nein, Sie offerieren eine umfassende Rundum-Aufklärung des Zuschauers über das Geschehen.

Ich muss Sie einfach loben, denn ich schaue die Rennen immer zuerst im welschen Fernsehen, das ertrage ich jeweils nur kurze Zeit. Zappe dann zu den Österreichern und den Deut-



Journalismus vom Besten:
Sportkommentator Hofmänner.

schen und bleibe bei SRF hängen. Und der Vergleich fällt brutal aus, für die andern: Sie, Stefan Hofmänner, sind um Klassen besser, das gilt übrigens auch für die anderen Experten und Ihre Kolleginnen (Weirather, Plaschy und so).

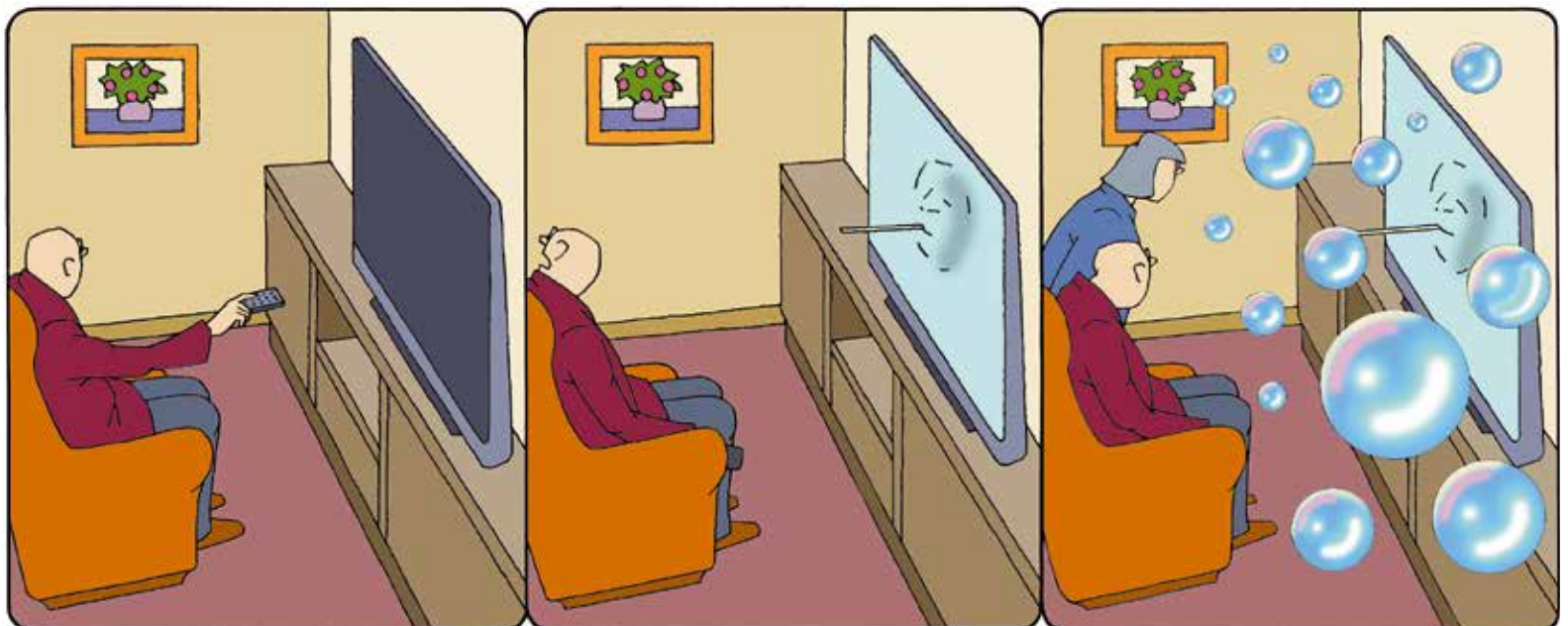
SRF hat ein starkes Team bei dieser Ski-WM. Der böseste Vergleich ist wohl der mit

den welschen Kollegen. Als Westschweizer darf ich mir das erlauben: das Gelafer der Welschen, die viel zu wissen vorgeben, aber kaum brauchbare Informationen servieren, immer nur auf die Zwischenzeiten starren und verloren sind, wenn die mal nicht aufscheinen.

Die Kommentare sagen nur, was ich selbst auch sehen kann, nämlich dass der eine oder andere einen grossen Rückstand hat oder eine erstaunlich gute Zeit. Und dass die Piste eisig und holprig ist, dass es hart ist, Vierter zu werden. Solche Banalitäten mit sehr vielen Wörtern zu beschreiben, ist eine Kunst, die nur die Romands beherrschen. Gut, es hat auch bei den Welschen Ausnahmen. Aber ich kann nur sagen: Gold für Hofmänner.

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

BARTAK



Die andere Sicht

Die Weltwoche bereichert seit über 80 Jahren den Wettbewerb der Argumente durch die grösste Vielfalt an fundierten Meinungen. Sie schreibt und spricht aus, was andere nicht zu sagen wagen.

Überzeugen Sie sich selbst!



Probeabo:
8 Ausgaben nur Fr. 38.–
Telefon 043 444 57 01
kundenservice@weltwoche.ch



TAGEBUCH

Simon Ammann



Meine Winter ähneln sich, aber dieser Weltcup fühlt sich wegen der besonderen Lage anders an. Im Sommer hatte ich mehr Ruhe als sonst. Beim einzigen Sommerwettkampf gelang mir ein fünfter Platz. Dann, als der Winter losging, wurde ich unruhig. Ich merkte: «Himmel noch mal, der Abstand zur Spitze ist viel grösser als sonst!» Warum, wusste ich nicht. Bei der Tournee wollte ich gefühlt drei Mal aussteigen. Ich kämpfte mich aber durch die Wettkämpfe.

Die Formsuche war schwer. Unser Sport ist sehr technisch. Zugute kam mir, dass meine Physis immer besser wurde. In meinem Alter, mit 39 Jahren, bringt man die Endschnelligkeit und Explosivität nicht mehr so einfach hin; ich zweifelte sogar, ob es überhaupt noch möglich sei. Aber ich erreichte wieder Topwerte auf der Kraftmessplatte.

Die Lösung, weshalb ich anstand, fand ich pragmatisch im Bastelraum. Wir passten meinen Carbon-Schuh so an, dass der Ski beim Absprung schneller nach oben schießt. Das Top-Ten-Resultat in Willingen war mein Befreiungsschlag. Skispringen in Reinkultur. Vom Karriereende zurück ins Rennen.

Abgesehen davon freuen mich auch andere Sachen im Leben. Kürzlich erlebte ich in Alt St. Johann ein schönes Nachtskifahren mit meinem Sohn. Er ist sechs und wird langsam besser. Er mag es, wenn es auf seinen Carving-Ski vorwärtsgeht. Ich finde, Skifahren funktioniert, trotz Corona. Dass ich den schneereichen Winter bisher spüren und geniessen konnte, war toll. Als Skispringer habe ich kaum Zeit, mit meinen Kindern Ski zu fahren. Dass sie es lernen, finde ich aber wichtig. Mit meiner vierjährigen Tochter gehe ich,

wenn möglich, auf den Zauberteppich. Unterrichten tue ich nicht. Meine Kinder gehen in die Skischule. Lieber fahre ich mit anstatt vor ihnen. Runter führe ich sie nur, wenn es nicht mehr geht.

Wenn ich an einem Wettkampf bin, betreut meine Frau die Kinder. Ich weiss, das ist eine sehr konservative Lösung. Sonst wechseln wir uns in vielen Bereichen ab. Ich mache auch nicht Sport, um weg zu sein. Nur um das klarzustellen. Ich höre immer wieder Sprüche von Kollegen.

In der Familie braucht es Rollen. Zu Hause versuchen wir, sie umzusetzen. Unsere drei Kinder fordern uns. Unser jüngster Sohn ist erst acht Monate alt. Gewöhnlich bin ich es, der am Morgen aufsteht. Es kommt aber auch vor, dass ich durchatmen muss. Meine Wettkämpfe sind streng, oft muss ich schon um zwei Uhr in der Nacht los.

Wann immer es geht, versuche ich, meiner Frau eine Auszeit zu ermöglichen. Während der Pandemie merkte ich, es ist schwieriger als sonst. Früher konnte sie nach Zürich, wo sie mit Kolleginnen und Kollegen essen ging. Momentan kann sie nur zu Hause sein. Für sie ist Corona happiger als für mich. Ich bin froh, wenn alles vorbei ist.

Soeben hatte ich an der Hochschule St. Gallen Semesterprüfungen – Betriebswirtschaft, Mathe und Volkswirtschaft. Zeitlich ist dieser Winter eine happige Geschichte. Alles unter einen Hut zu bringen, ist herausfordernd. Das Studium ist aber als Ausgleich sehr wichtig. Ich mag ambitionierte Projekte. Ob sie aufgehen, ist eine andere Geschichte. Aber: Man kann und soll es probieren.

Wie meine Gemeinderatskandidatur in Wildhaus-Alt Sankt Johann: Dass ich im Herbst nicht gewählt wurde, enttäuschte mich nicht wirklich. Als Parteiloser investierte ich in meinen Wahlkampf praktisch nichts. Gemäss dem Motto: Die Leute kennen mich ja.

Mein Ziel war, mich einzubringen. Ich wollte sehen, wie Politik funktioniert. Im Toggenburg, meiner Heimat, liegen mir die vielen schönen Flecken am Herzen. Die Natur gilt es für Anwohner besser zu schützen. Mit Konzepten wollte ich festlegen, wie sich eine Gemeinde auf künftige Tourismusströme einstellen soll. Die Auswirkungen während Corona zeigten mir, wie es in Zukunft sein könnte.

Das Hauptthema im Wahlkampf war dann, warum jemand Gemeinderat werden will, der gar nicht im Dorf wohnt. Leider konnte ich damals noch nicht sagen, dass wir umziehen, es war noch nicht fix. Jetzt aber, im Frühling, zügeln wir. Die Frage wäre obsolet gewesen.

Nun bin ich gespannt, wie das neue Gremium seine Arbeit macht. In vier Jahren werde ich mich entsprechend positionieren. Ob ich für den Gemeinderat oder das Präsidium kandidiere, weiss ich noch nicht.

Auch darüber hinaus denke ich nicht. Höhere Ämter, kantonale oder nationale, schliesse ich nicht aus. Wenn mich die politische Arbeit interessiert, bin ich offen dafür. Ich finde, die Schweiz ist eines der besten Länder, um Projekte anzupacken.

Simon Ammann ist ein Schweizer Skispringer. Er ist vierfacher Olympiasieger und Weltmeister.

Die Berset-Verschwörung

Der Gesundheitsminister würde den Shutdown gerne über den 1. März hinaus verlängern. Schützenhilfe erhält er einmal mehr von den Medien.

Am Montag publizierte der *Tages-Anzeiger* in prominenter Aufmachung eine Story über eine Corona-Unterlassungssünde von Bundesrat Alain Berset (SP). Gestützt auf vertrauliche Informationen, enthüllte das Blatt, der Gesundheitsminister habe im August 2020 ein brisantes Papier seiner Corona-Experten zur zweiten Welle gestoppt. Er habe das Dokument dem Bundesrat vorenthalten, obwohl es «drastische Warnungen» enthielt. Und die Landesregierung habe dann am 12. August beschlossen, dass ab Oktober Grossveranstaltungen mit mehr als 1000 Personen wieder zugelassen würden.

Was wollte man dem Leser mit diesem Artikel sagen? Erstens, dass Berset einen krassen Fehler begangen und damit der zweiten Welle im Herbst Vorschub geleistet hat. Zweitens, dass man besser auf die Bedenken der Corona-Experten hören sollte.

Viele Medien sprangen dankbar auf die Geschichte auf. Die *Pendlerzeitung 20 Minuten* fragte gar keck, ob Alain Berset gelogen habe, als er vor den Medien verkündete, man habe die Situation unter Kontrolle. Man hätte meinen können, Bern sei Schauplatz eines Thrillers geworden: «Die Berset-Verschwörung».

Bestens informiert

Das Drehbuch hat jedoch einen kleinen Schönheitsfehler: Der Bundesrat war im Sommer 2020 über die Entwicklung an der Corona-Front bestens informiert.

Die Science-Task-Force habe am 3. Juli Bundesrat und Öffentlichkeit über einen «alarmierenden Anstieg der Fallzahlen» aufgeklärt und in ihrem Bericht mehr oder weniger dieselben Bedenken aufgelistet, die Bersets Experten in ihrem Papier einen Monat später auflisteten, sagen bundesratsnahe Kreise. Trotzdem habe man Lockerungen beschlossen.

Es ist aber kaum ein Zufall, dass der *Tages-Anzeiger* die angebliche Brisanz dieses Papiers gerade jetzt hochstilisiert. «Berset kommt immer mehr unter Druck», sagt FDP-Gesundheitspolitiker Damian Müller, der den Artikel als Störmanöver bezeichnet, um den von Wirtschaft, Gewerbe und Bevölkerung verlangten



Drehbuch mit Schönheitsfehler:
Bundesrat Berset.

Ausstieg aus dem Corona-Regime zu kompromittieren.

Bis zu Beginn dieser Woche war Berset nicht in der Lage, ein halbwegs plausibles Ausstiegsszenario zu präsentieren, was selbst seine eigenen Genossen je länger, je mehr nervt.

Die angebliche Enthüllungsgeschichte ist für ihn in Wahrheit eine fast perfekte Geschichte.

Gewerkschaftsbundpräsident und SP-Nationalrat Pierre-Yves Maillard verlangt öffentlich, der Bundesrat solle endlich Perspektiven aufzeigen.

Der Dachverband der Wirtschaft, Economie-suisse, sowie Branchenorganisationen machen ebenfalls Druck für einen Ausstieg oder Teilausstieg aus dem Shutdown. Der Schweizerische Gewerbeverband will alle Wirtschaftsbereiche ab 1. März 2021 öffnen, flankiert von Tests, Schutzkonzepten, verstärkter Impfstrategie und gezieltem Aufspüren der Infektionsketten.

Kurz vor Beginn der Frühlingsession ist auch das Parlament aus dem inneren Shutdown erwacht. Laut NZZ will die Kommission für soziale Sicherheit und Gesundheit des Nationalrates den Bundesrat in einem Brief auffordern, die Fortführung der Massnahmen dem Parlament zur Diskussion und Beschlussfassung zu unterbreiten.

Am Montag hinterlegte SVP-Parteichef Marco Chiesa zusammen mit Jungfreisinnigen eine Petition mit 292 000 Unterschriften bei der Bundeskanzlei. Chiesa und seine Mitstreiter fordern die Öffnung von Beizen und Läden.

Ein von Experten Getriebener

Können Berset und der Bundesrat diesen breiten Protest quer durch die Gesellschaft ignorieren? Sie können, findet die Corona-Science-Task-Force, die aus Angst vor einer dritten Welle die Massnahmen noch verschärfen will.

Vor diesem Hintergrund kam der Artikel des *Tages-Anzeigers* wie bestellt, als hätte Bersets Umfeld bei diesem vermeintlichen Thriller Regie geführt. Weil der Bundesrat informiert war, können die Kollegen ihm keinen Vorwurf machen, auch wenn willfährige oder naive Journalisten dies nun so darzustellen versuchen. Dafür kann Berset erst recht auf die Meinung der Experten verweisen und an den Sommer 2020 erinnern, wenn er den Shutdown verlängern will. Die angebliche Enthüllungsgeschichte ist für ihn in Wahrheit eine fast perfekte Geschichte.

Dass er das Ende des Shutdowns tatsächlich hinausschieben will, hat Berset unmissverständlich klargemacht, als er bloss kleine Öffnungsschritte auf Ende Februar in Aussicht stellte. In einem Interview mit der Freiburger Zeitung *La Liberté* gab er ausserdem zu verstehen, dass man nicht auf alle Befindlichkeiten Rücksicht nehmen könne.

Aber Berset ist nach einem Jahr Shutdown nicht mehr der durchsetzungsstarke Krisenmanager. Er ist mehr ein von Experten, Wirtschaft und Parlament Getriebener, der den Widerstand gegen das Corona-Regime wohl nicht mehr lange aussitzen kann – trotz aller Schützenhilfe der Medien.

BLICK IN DIE ZEIT

Erik Ebnetter



Anfang März erscheint Jordan Petersons neues Buch. Ohne hier den Hellseher geben zu wollen: Es wird ein Bestseller.

Dieser Erfolg wäre bis vor kurzem noch undenkbar gewesen, aus zwei Gründen.

Erstens gehört Peterson zu einer Spezies, die vor seinem Auftreten als ausgestorben gelten musste: Er ist ein Popstar-Intellektueller.

Klar, die Feuilletons entdecken alle zwei Wochen einen neuen Sartre. Nur merkt das kaum jemand. Oder haben Sie schon einmal von Markus Gabriel gehört?

Peterson dagegen ist drauf und dran, ein *household name* zu werden, wie es in seiner kanadischen Heimat heisst: ein Name, der überall bekannt ist.

Sein Fachgebiet ist die Klinische Psychologie. Normalerweise erhält diese Disziplin etwa so viel Aufmerksamkeit wie, sagen wir, die Analytische Ontologie: also praktisch keine. Doch Peterson ist es gelungen, ein Millionenpublikum zu erobern.

Eine solche Karriere war bislang nur mit Hilfe klassischer Massenmedien möglich, sprich Fernsehen und Zeitungen. Auch darum ist Peterson interessant: weil er – und das ist der zweite Punkt – gegen den Widerstand der Massenmedien erfolgreich ist. Berichten Zeitungen oder das Fernsehen über ihn, dann meist negativ.

Bekannt machten ihn Youtube-Videos und das Buch «12 Rules for Life». Peterson gibt hier wie dort Tipps für eine bessere Lebensführung. Ein Motto lautet: «Steh aufrecht, und mach die Schultern breit.»

Vielen Journalisten ist das suspekt. Peterson gilt ihnen bestenfalls als Konservativer, eher aber als Reaktionär.

Seine politischen Äusserungen machten die Sache noch schlimmer: Peterson war gegen das kanadische Gesetz, das «Geschlechtsidentität» und «Geschlechtsausdruck» schützen soll. Seine Gegner werfen ihm deshalb vor, «transphob» zu sein. Er bestreitet das glaubhaft.

Überhaupt ist Peterson ein begnadeter Debattierer, wie er etwa im britischen Fernsehen zeigte. Er widerlegte die Moderatorin eins ums andere Mal, bis diese weder ein noch aus wusste. Das Video wurde zum Youtube-Hit.

Spätestens seit diesem Auftritt – eher schon vorher – ist Peterson die *bête noire* des aufgeklärten Kulturjournalismus unserer Tage. Seinem Erfolg tat das keinen Abbruch.

Der Buchdruck ist 500 Jahre alt. Trotzdem ist Bestsellerautor Jordan Peterson ein Pionier.

Bald schon tourte er um die Welt und füllte Vortragssäle. Sein Buch «12 Rules for Life» ist in rund fünfzig Übersetzungen erhältlich und hat sich millionenfach verkauft.

Dann, im Sommer 2019, verschwand Peterson plötzlich. Ein Jahr später meldete er sich auf Youtube zurück. Er, der schon lange an Angststörungen gelitten hatte, erzählte von einem psychischen Zusammenbruch.

Weitherum hatte er Hilfe gesucht. In Russland wurde er in ein neuntägiges Koma versetzt. Eine Medikamentensucht kam hinzu. Am Ende steckte er sich mit dem Coronavirus an.

Die Story war selbst für alte Massenmedien zu gut, um sie zu ignorieren. Auch die ehrwürdige *Times* aus London sprang darauf an.

Ein Redaktor warb um ein Gespräch mit Peterson, indem er ihm mitteilte: «Wir brin-

gen lange Hintergrundartikel, die die ganze Geschichte erzählen, anstatt kurze, grelle Schlagzeilen.» (So berichtet es Petersons Bekannter, der Autor Douglas Murray.)

Peterson war zu einem Interview bereit. Eine Reporterin sprach fast drei Stunden mit ihm. Gut, zeitweise sprach sie nur mit seiner Tochter, denn Peterson zog sich nach einem Weinkrampf vorübergehend zurück.

Ende Januar erschien der Artikel. Die Schlagzeile lautete: «Jordan Peterson über seine Depression, Drogenabhängigkeit und die russische Reha-Hölle».

Natürlich war das grell, aber das ist eine lässliche Sünde. Jeder Redaktor, der seinen Beruf ernst nimmt, hätte so ähnlich getitelt.

Schwerer wiegt, wie die Reporterin das Interview wiedergab: krass sinnentstellend. Peterson veröffentlichte die Aufnahme auf Youtube – ein Abgleich zwischen Gespräch und Text ist deshalb möglich.

Um nur einen Satz der *Times* zu zitieren: Peterson sei ein «unglücklicher Mann, der sich von seinen Emotionen abkapselt und eine Mythologie des starken Mannes projiziert, während er sich mit seiner Familie in einem Bunker gegen die Welt verschanzt».

Richtig, der Mann, der sich angeblich von seinen Emotionen abkapselt, ist derselbe, der vor der Reporterin weinte.

Peterson wird auch diese Attacke überleben, denn die Medienwelt hat sich verändert. Der Buchdruck ist zwar 500 Jahre alt. Trotzdem ist Bestsellerautor Peterson ein Pionier: der erste Popstar-Intellektuelle des Internet-Zeitalters.

Auf die Hilfe klassischer Massenmedien kann er verzichten. Auch sein neues Buch wird ein Erfolg sein.

Wir Schweizer

Unsere Lebenskunst ist so raffiniert, dass man sie nicht als solche erkennt.

Jean-Martin Büttner

Wer aus dem Ausland mit dem Zug heimkommt, zurückkehrt aus Mailand, Hamburg oder Paris, dem leuchtet sie entgegen: die Schweizer Bahnhofsuhr. Elegant und präzise. Schwarz auf weiss. Die Stunden und Minuten als Striche, über die der Sekundenzeiger gleitet wie ein Zugsignal, das zur vollen Zeit kurz innehält, bevor es weiterdreht in die neue Gegenwart.

Die Uhr schlägt im Takt des besten schweizerischen Designs: Schönheit in der Funktionalität, Vereinfachung des Komplexen, Kühnheit des Alltäglichen. Das fängt mit den serifenlosen Schweizer Schriften an, die so schmucklos einfach sind, dass man sie von weitem lesen kann. Die immer schön wirken, weil sie sich nie aufdrängen, sondern alle Sprachen tragen, die diese benutzen: die Helvetica und die Frutiger.

Unser Hang zum Kleinen, zum Unaufgeregten. Das Sackmesser, der Sparschäler, die Hermes Baby. Die Tonskulpturen von Fischli/Weiss. Das Schweizerkreuz, das Dienstbüchlein. Smart und Swatch. Valium und Absinth. Birchermüesli, Aromat, Toblerone. Der schein-gemütliche Dialekt, das knorrige schweizerische Hochdeutsch. Der fatale Hang zum Diminutiv. Die Schweizer Uhren: aussen schön, innen komplex. Die wehmütigen Jodler am Berg. «Hem-mige» von Mani Matter, «Campari Soda» von Taxi. «Tief in uns drinnen», singt Endo Anaconda vom Stillen Hasen, «sind wir alle Walliseller.»

Die Schweiz gibt es nicht

Dann die sachlichen Plakate der Schweizer Grafiker wie Armin Hofmann, der vor kurzem fast hundertjährig verstorben ist. «Hier tendieren Architektinnen und Gestalter bei ihrer Arbeit dazu, vom Faktischen auszugehen», sagt die Designhistorikerin Meret Ernst. «Selbst in der Kunst denken wir pragmatisch, handfest und präzise.» So würden die Jungen bei uns auch ausgebildet. Und die Jungen, ergänzt die Ethnologin Franziska Nyffenegger, stünden trotz der Internationalisierung des Landes immer noch unter dem Einfluss der klaren Linien.

Der Hang zum Einfachen, die Abneigung gegen Verschnörkelung und Garnitur, scheint

zu unserem Land zu passen. Zu seiner Ästhetik, seiner Mentalität, dem Charakter seiner Bewohnerinnen und Bewohner, ihrer Einstellung zu Arbeit, Kunst und Alltag.

Die Schweiz hat als Republik dem Monarchismus und dem Faschismus widerstanden, ihre Bewohner mochten keinen Kaiser oder Führer haben, dafür arrangierten sie sich mit allen. Sie bleiben allergisch auf Titel, Protz und Pomp. Es stehen bei uns weniger Statuen herum als im Ausland. Wir misstrauen dem Grossen, das uns in der Form von drei machtgewohnten

Die Abneigung gegen Verschnörkelung und Garnitur, scheint zu unserem Land zu passen.

Ländern umgibt. Wir haben es gerne kleiner. Oder dann trügerisch einfach. *Reduced to the max.*

Gleichzeitig verdrängen viele die relative Bedeutungslosigkeit unseres Landes und überschätzen sich masslos, allen voran die Politiker. Der Satz des Franzosen Ben Vautier vom Sommer 1992, zum Schweizer Pavillon der Weltausstellung von Sevilla, «La Suisse n'existe pas», gefiel den ausländischen Besuchern sehr, die Ironie. Dafür tobten Schweizer Parlamentarier: Politik der Humorlosigkeit. Als die Schweizer Nationalmannschaft die deutsche in Basel zu



Hang zum Kleinen, Unaufgeregten:

einem Freundschaftsspiel empfing, das war im Sommer 2012, hielten deutsche Fans ein Transparent in die Höhe: «In Europa kennt euch keine Sau.»

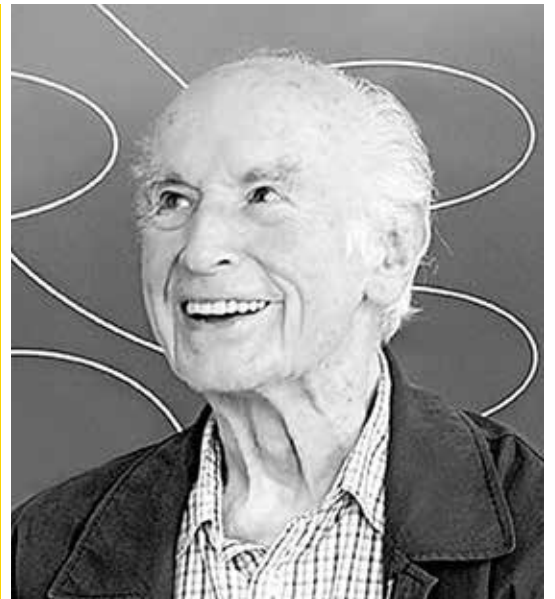
Wie ein Wäscheseil

Das Gegenteil der Überschätzung liegt in der Bescheidenheit. Man findet sie bei jenem stillen Ingenieur aus dem Schaffhausischen. Ein schmaler, asketisch wirkender Mann. Er hiess Othmar Ammann, kam von der ETH, emigrierte 1904 nach New York, schaffte sich vom Praktikanten zum Brückenbauer hoch. Auf allen Bildern der Eröffnungszeremonien steht er am Rand, überlässt den wuchtigen Amerikanern den Platz und die Aufmerksamkeit. Die meisten haben den unscheinbaren Schweizer vergessen oder kennen ihn nicht. Dabei gehört er zu den wichtigsten Architekten der Welt, ein Wegbereiter der Moderne. Othmar Ammann hat fünf der Hängebrücken gebaut, die Manhattan mit dem Festland verbinden.

Die Eleganz seiner Bauwerke ergibt sich aus der Schlichtheit ihrer Ästhetik. Ebenso einfach klingt seine Anleitung dazu. «Eine Hängebrücke ist ja nichts anderes als ein Wäscheseil, das man über zwei Pfosten legt, links und rechts befestigt», erklärte er – «und dann die Wäsche, in diesem Fall die Fahrbahn, darunterhängt.» So etwas kann nur ein Schweizer sagen.

Eine gewisse Unnachgiebigkeit

Manche unserer Architekten sind weltberühmt geworden. Peter Zumthor, Herzog & de Meuron, Mario Botta, Roger Diener, Le Corbusier. Alle von ihnen haben in der Grösse des Gebauten das Einfache des Geplanten umgesetzt. Einer von ihnen, Peter Zumthor, hat als Schreiner und Möbelbauer angefangen. Er hat das Handwerkliche also von Anfang an gelernt. Zumthor gehört zu



Bahnfahrsuhr, Werk von Ben Vautier, Sparschäler, Chemiker Hofmann.

den Architekten, die sich immer für die Einfachheit ausgesprochen haben. Das sieht man seinen weltbekannten Valser Thermen an, konnte es aber auch an seinem provokativ einfachen, aus Holz errichteten Schweizer Pavillon erkennen, den er 2000 für die Weltausstellung von Hannover erstellte.

Wir seien gute Techniker und Handwerker, sagt Rudolf Strahm, der ehemalige Preisüberwacher; das habe viel mit unserem Prinzip der Berufsbildung zu tun. Diese fördere Exaktheit, Zuverlässigkeit, handwerkliche Kompetenz, Verantwortungsbewusstsein und Solidität. «Die Berufsbildung qualifiziert eben auch die praktische Intelligenz.» Diese Werte sieht Strahm in Gefahr durch die kulturelle Spaltung – «in eine globalisierte, akademische Klasse, die sich selber bestätigt, und in die Arbeitnehmerschichten, die sich nicht ernst genommen fühlen und für sich andere Identitäten entwickeln müssen».

«Wir können nicht träumen»

Manchmal muss man die Leute von aussen fragen, um die im Inneren zu verstehen. Zum Beispiel Fernand Melgar, den intensiven Dokumentarfilmer, der sich mit seinen Recherchen über das Leben von Flüchtlingen in der Schweiz profiliert hat. Melgar, der Sohn katalanischer Kommunisten, die vor Franco flüchten mussten und nach einem Aufenthalt in Marokko in die Schweiz zogen, wuchs als Sans-Papier auf. Dennoch erlangte er das Schweizer Bürgerrecht. Die Integration funktioniert bei uns viel besser, als die Dauerdiffamierungen der SVP glauben machen; eine Partei, die dauernd nach Assimilation ruft und alles tut, um sie zu sabotieren.

Vor seiner Einbürgerung hat Fernand Melgar, anders als wir alle, die schweizerische Verfassung gelesen. Sie gefällt ihm sehr. Jeden-

falls besser als die Praxis, die sich darauf beruft. Frage an den Regisseur des Realen: Warum können wir das Dokumentieren am besten und scheitern mit unseren biederen Spielfilmen, während Dänemark die Welt mit seinen Serien begeistert? «Nous ne savons pas rêver», gibt er zurück: Die Schweizer Vernunft, die sich auch in ihrem politischen System manifestiere, mache uns zu guten Technikern, inspiriere uns aber nicht zum Fantasieren.

Jean-Luc Godards erster Film dokumentierte den Bau der Grande Dixence («Opération Béton», 1954). Robert Franks düstere Bilder von «The Americans» lösten in den USA einen

Manchmal muss man die Leute von aussen fragen, um die im Inneren zu verstehen.

Skandal aus und dann eine Erkenntnis. Regisseure wie Jean-Stéphane Bron, Martin Witz oder Nicolas Wadimoff ziehen die Wirklichkeit dem Fiktionalen vor, ohne auf die Prinzipien der Erzählung zu verzichten.

Lautlose Explosionen

Wie viele Wirklichkeiten unser Bewusstsein reproduziert, hat ein unscheinbarer Schweizer aufgezeigt, dessen Reisen nicht nach aussen führen, sondern nach innen. Ende der neunziger Jahre lud die Universität von San Francisco den Aargauer Chemiker Albert Hofmann ein, um den 50. Geburtstag des LSD zu feiern, einer halluzinogenen Substanz, die er 1943 bei Sandoz in Basel entdeckt hatte. Der 87-Jährige war zwar noch gut zuwege, er blieb es bis zu seinem Tod fünfzehn Jahre später. Aber eine so lange Flugreise wollte Hofmann sich nicht mehr antun. Stattdessen schickte er ein freundliches Video.

«My name is Albert Hofmann», sagte er darauf, «and I'm just a little Swiss chemist.» Der Satz entspreche seinem Selbstverständnis, sagte der kleine Chemiker, als man ihn später darauf ansprach. «Ich bin ein gewöhnlicher Schweizer, der es am liebsten einfach hat. Leute, die gross-spurig auftreten, sind mir nicht sympathisch.»

Dass es ein Schweizer war, der parallel zur Atombombe den Zünder zu einer inneren Explosion entdeckte, wie er es formulierte, passt aus mehreren Gründen. Zunächst einmal kann man nur nüchtern über den Rausch verhandeln, wie der deutsche Drogenexperte Günter Amendt gerne sagte. Ausserdem kann nur ein penibel sauber arbeitender Laborant wie Hofmann mit einer Substanz arbeiten, die schon in der Grösse von Mikrogrammen, also Tausendsteln eines Gramms, eine enorme psychische Wirkung produziert.

Präsident auf dem Trottoir

Schweizer Bescheidenheit sogar in der Politik, und das ist keine häufige Kombination. Ein unauffälliges Schweizer Bild ging um die Welt, gerade weil es so wenig aufregend aussah. Es zeigt einen kahlen Mann, der in Anzug und Krawatte auf dem New Yorker Trottoir sass und seine Notizen durchging. Der Mann heisst Alain Berset und amtete als turnus-gemässer Bundespräsident. Dass er auf der Strasse vor dem Uno-Hauptgebäude am Boden sass, einfach so, gefiel den Presseleuten afrikanischer Länder am meisten. Detailliert rapportierten sie den Prunk der Hotels, in denen ihre Präsidenten residierten. Einen so bodennahen Würdenträger wie Berset hatten sie noch nie gesehen.

Nur in der Schweiz kann es passieren, dass man in der Warteschlange vor dem Kino einen Minister sieht, dem gerade dann, als er drankommen würde, freundlich beschieden



Das Dreckige wird mit dem Erhabenen glasiert: Alpentransversale, Bundesrat Berset, Zumthors Valser Therme.

wird, dass der Film ausverkauft sei. «Ja dann halt», sagte Moritz Leuenberger und zog davon. Man kann sich auch keine Verkehrsministerin eines anderen Landes vorstellen als Doris Leuthard, die im Intercity auf der Treppe sitzt, weil der Zug voll ist. Und dass Ruth Dreifuss jeweils den Bus ins Bundeshaus nahm – Ähnliches lässt sich in anderen Ländern nicht beobachten.

Man lasse ihn hier in Ruhe, sagte David Bowie, der nahe bei Lausanne wohnte, andere Prominente haben das auch erlebt. Als ein britischer Journalist zum Haus von Roger Federer geschickt wurde, sah er fassungslos zu, wie der im Garten die Wäsche aufhängte.

Selbst das Bundesratszimmer, von wo aus die Schweiz regiert, sieht eher wie aus einem Schulhaus aus. Denn die Regierung wird bei uns kleingehalten. Die mächtigen Kantone profitieren vom Föderalismus, die übermächtigen Kleinkantone vom Ständemehr. Die Benutzer der vier Landessprachen können einander ignorieren, weil keiner der Chef sein darf.

Das arme Land in Europa

Warum sind wir so geworden, wie wir sind? Aus all den Gesprächen ergeben sich folgende Vermutungen: Die Schweiz hat mit Huldrych Zwingli und Jean Calvin zwei weitreichende Reformatoren produziert. Und obwohl der Sonderbundskrieg am Schluss dazu führte, dass Katholiken und Protestanten leidlich miteinander auskamen, hat der Protestantismus das Land weit mehr beeinflusst. Alle wichtigen Kantone mit ihren bestimmenden Städten sind protestantisch, Genf und die Waadt, Basel, Zürich, Bern, St. Gallen. Protestantismus wirkt nicht als Religion fort, sondern als Mentalität.

Dazu kommt, dass die Schweiz bis zu ihrer späten Industrialisierung bäurisch und berg-

lerisch bevölkert war, noch im 19. Jahrhundert war sie arm, das Albanien Westeuropas. Das Geduckte, Wetterfeste, Sparsame ist in unseren Charakter eingeschraubt.

Nach der Industrialisierung musste das Land, das ohne Monarchie, Kolonien, Rohstoffe und Machteinfluss auskommen musste, auf die technische Meisterschaft seiner Handwerker und Ingenieure setzen. Da die Schweiz zwei Weltkriege überstand, mit Glück und

Hätten die Schweizer ihre Berge selber gebaut, schrieb er einmal: Sie wären kleiner herausgekommen.

Opportunismus, konnte sie ihre Architektur ohne faschistischen Einfluss und ihr eigenwilliges Design weitgehend ohne Einfluss von aussen realisieren. Und weil sie immer etwas zu spät kam, machte sie nicht alle Fehler nach.

Dazu kommt bei uns, dass wir keine Grossstädte haben wie Wien, Paris, Rom oder Berlin; Zürich hält sich für grösser, als es von aussen wahrgenommen wird.

Biegsame Schweizer

Wie alle einfachen Thesen geht die These der Einfachheit so gut auf, dass man ihr misstrauen muss. Die Schweiz ist ja auch das Land der Brücken und Stauseen, ihre Grossindustrie baute riesige Turbinen und anderes Gerät. Zudem hat sie sich als Wirtschaftsmacht international etabliert. Ihre Pharmaindustrie und ihre Grossbanken spielen dominierende Rollen; über die Schweiz läuft der grösste Ölhandel der Welt, sie unterhält einen der wichtigsten Kunstmärkte. Das Dreckige wird mit dem Erhabenen glasiert.

Zudem funktioniert das Kleine auch als Ablenkung, überdeckt das Skrupellose: Wir lie-

fern Waffen in Kriegsgebiete, unsere Banken taumeln von einem Skandal zum nächsten, unsere Aussenpolitik ist kriecherisch, unser Geldwäscherei-Gesetz ein Sieb. Die Schweiz ist das Land der Guten Dienste, aber das Adjektiv ist biegsam. «Die so oft gepriesene Sparsamkeit, diese Zurückhaltung und Bescheidenheit», sagt der Germanist Peter von Matt, «sind nicht so sehr Tugenden als vielmehr eine Strategie – der Schlauheit und des Kalküls.»

Die Einfachheit als Tugend zu betrachten, sei ohnehin riskant, sagt er weiter, denn damit gerate man schnell ins Moralische. «Ausserdem gibt es eine Prahlerei der Schlichtheit, wie es eine des Poms gibt.» Die Feier des Einfachen verkommt damit zur Strategie der Ablenkung: Wir sind nicht besser als die anderen, spielen uns nur so auf, als Streber der Nationen mit einer Neutralität, die so lange gewahrt wird, als sie die Geschäfte nicht stört.

Schliesslich kann die Beteuerung der Einfachheit zur schlechten Laune des *Gnietigen* versauern, dem Neid auf den neuen Traktor des Nachbarn. Der Berner Satiriker Bänz Friedli spricht von einer Schweizer Verklemmtheit und Verschlossenheit, einer Bosheit gegen alles Fremde. «In der Schlichtheit unserer Städte liegt auch Kleingeist», sagt er, und die Knappheit mancher Dialekte gründe auch in Verstocktheit, Hinterwäldlertum und Weltverschlossenheit.

Unsere wahre Grösse haben wir für die Berge reserviert. Wir füllen unsere Touristenführer mit ihnen, lassen sie in den Prospekten gleisen, versteinern sie zum hochalpinen Mythos. Carl Spitteler aber, der Schweizer Literaturnobelpreisträger, durchschaute das von Anfang an. Hätten die Schweizer ihre Berge selber gebaut, schrieb er einmal: Sie wären kleiner herausgekommen.

PERSONENKONTROLLE

Bertschy, Graf, Rimoldi, Meyer, Schawinski, Funicello, Pfister, Gmür



Jubeljahr: GLP-Politikerin Bertschy.

Kathrin Bertschy, Zeremonienmeisterin, führt die Schweiz gekonnt durch das Frauenstimmrechtsjubiläum. Der politische Höhepunkt der Festivitäten ist auf Ende Oktober terminiert, wenn im Nationalratssaal die zweite Frauensession stattfinden soll, organisiert vom Frauendachverband Alliance F, den die grünliberale Bertschy zusammen mit ihrer grünen Juniorpartnerin **Maya Graf** präsidiert. Dort sollen die «dringlichsten politischen Anliegen der Schweizer Frauen» als Forderungen ans Parlament deponiert werden. Die sechsköpfige Verwaltungsdelegation des Parlaments hat den Frauengrossanlass bewilligt. Wie viele Schweizer Frauen sich in den «dringlichsten politischen Anliegen» der komplett nach links abgedrifteten Alliance F tatsächlich wiedererkennen werden, ist eine andere Frage. (fon)

Nicolas A. Rimoldi, Exil-Freisinniger, ist als potenzieller Unruhestifter offenbar auch auf dem Radar der Luzerner Polizei. Ein Vierertrupp umstellte den Jungpolitiker am letzten Samstag gegen 16 Uhr, als dieser allein auf einem Bänklein beim Rathausplatz sass. Wegen «Verstosses gegen das Versammlungsverbot» sprachen die Beamten einen Altstadt-Bann gegen Rimoldi aus. Doch wie soll einer, der ganz allein auf einem Bänklein sitzt, gegen das Versammlungsverbot verstossen? Wie die Luzerner Polizei twittert, vermutete sie Rimoldis (womöglich ansteckende?) ideale Nähe zu den fünfzig bis siebzig mutmasslichen Fasnächtlern, welche sich am «rüüdige Samschtig» verdächtig unbeschwert in der Gegend herumtrieben. Ein Indiz für diese Fasnachts-These könnte gemäss dem Newsportal *Pilatus today* ein extravaganter Fedora (Filzhut) sein, mit dem Rimoldi allerdings schon früher gesichtet wurde. Zudem war



Unverdächtig: Unternehmer Schawinski.

er unmaskiert, was die Polizei trotz Fasnachtsverbot nicht gerne sieht. (axb)

Frank A. Meyer und **Roger Schawinski**, Überzeugungstäter, empfehlen am 7. März ein Ja. Die beiden Ausnahmejournalisten befürworten ein Verhüllungsverbot. Kopftuchzwang? Burkazwang? Nach Auffassung der Linken, die sich hinter Tamara Funicello versammelt haben, seien das «offenbar Fake News», schreibt Meyer in seiner Kolumne im *Sonntagsblick*. Bessere Fürsprecher für ihr Anliegen hätten sich die Initianten aus Kreisen der SVP fürs Verhüllungsverbot nicht wünschen können. Weder der Altmeister von Ringier noch der Radiopionier stehen im Verdacht, dass sie sich je in ihrer Karriere vor den Karren der Rechtspartei hätten spannen lassen. Sie sind ganz offensichtlich überzeugt von dieser Sache. (odm)

Gerhard Pfister, Spassbremse, musste diese Woche ein parteiinternes Machtwort sprechen. So trafen sich am Gütismontag in Einsiedeln über tausend Personen zum Fasnachtszug, trotz Versammlungsverbot. Mitten unter ihnen auch der Einsiedler Bierbrauer und Mitte-Nationalrat **Alois Gmür** – was seinen Parteichef Pfister gar nicht freute. Gmür sei als Nationalrat eine öffentliche Person und habe damit Vorbildfunktion. Sein Verhalten entspreche nicht dem, was man der Bevölkerung in Corona-Zeiten leider vorschreiben müsse, rüffelte er seinen Parteikollegen in den Medien. Gmür wäre aber nicht Gmür, wenn ihn die präsidiale Schelte aus der Ruhe bringen würde. Er ist der Meinung, dass man die Fasnacht hätte erlauben sollen – mit Schutzbedingungen wie einer Maskenpflicht. Das hätte ja auch perfekt zum Anlass gepasst. (hmo)

Spieser-Attacke gegen Richter Spiess

«Seiner Frau zuliebe tanzt er auf Tiktok»: Unter diesem Titel veröffentlichte der *Tages-Anzeiger* am Dienstag einen ganzseitigen Artikel über den Zürcher Oberrichter Christoph Spiess von den Schweizer Demokraten.

Die Videos zeigen ihn beim Kochen, Essen, Schlafen oder Tanzen. Nur ein paar hundert Views hatte Spiess' Frau mit den beeindruckend harmlosen Aufnahmen ihres Gatten erzielt, ehe der *Tages-Anzeiger* darüber berichtete. Trotzdem kam die Autorin des Artikels zum strengen Urteil, der Richter gebe sich «zumindest teilweise die Blösse».

Die meisten Leser sehen es offenbar anders. In den Online-Kommentaren domi-

nieren jedenfalls Einschätzungen wie «harmlos», «liebvoll» oder sogar «cool». Ob Spiess die «Würde des Amtes» verletzt habe? Diese Frage treibt eigentlich nur den *Tages-Anzeiger* um.



Cooler Tiktok-Videos: Jurist Spiess.

Auch Spiess selber sieht die Geschichte einigermaßen gelassen, wie er gegenüber der *Weltwoche* mitteilt. Er bedauere, dass eine der grössten Schweizer Tageszeitungen eine ganze Seite für eine solche Geschichte verschwende.

Was ihn ärgert: dass es eine Person aus seinem Umfeld gewesen sein muss, die den *Tages-Anzeiger* informiert hat. Zudem habe seine Frau, eine Pflegerin, am Tag nach ihrer Nachtschicht nicht schlafen können.

Ob die Videos lustig seien, darüber könne man geteilter Meinung sein, räumt Spiess ein. Klar sei hingegen, dass sie «absolut harmlos» seien, weder strafbar noch stossend. Es gebe keinen Bezug zu seiner Tätigkeit als Richter. Und wie er seine Freizeit gestalte, sei ihm selber überlassen.

Zudem: Fast jedes Video sei am Wochenende gefilmt und hochgeladen worden, sagt Spiess. «Wo also», fragt er rhetorisch, «ist das Problem?» Dass er stets ein strenges Gesicht machen müsse, sei zu viel verlangt. «Ich muss nicht immer den Herrn Richter raushängen.»

Roman Zeller

MÖRGELI

100 Prozent Migranten in Intensivbetten

Die Covid-Strategie des Bundesrats richtet sich nicht auf die gesundheitlichen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Bedürfnisse der Bevölkerung aus. Sondern auf die jeweils vorhandenen Mittel. Weil die Behörden für den Mangel dieser Mittel verantwortlich sind, wollen sie ihre Versäumnisse durch ihre Massnahmen zudecken. Keine Masken vorhanden? Dann sind sie eben nutzlos. Zu wenig Intensivbetten? Dann schickt man eben die Wirtschaft in den Shutdown.

Ein erstes Mal erschrakten die Verantwortlichen im Frühling 2020 über den Mangel an Intensivpflegestationen. Sie hatten innert zwölf Jahren eine Million Einwanderer ins Land gelassen und gleichzeitig die Spitalbetten massiv abgebaut. Das zweite Mal erschrak man bei der zweiten Welle ein halbes Jahr später – immer noch wegen zu wenig Intensivbetten. Die Zwischenzeit wurde kaum für einen Ausbau genutzt.

Aus der Nordwestschweiz berichtete die *Basler Zeitung*, die dortigen Corona-Abteilungen seien laut Pflegefachleuten zu siebzig Prozent von Migranten belegt. Momentan liegen in den Covid-Intensivbetten im Universitätsspital Basel ausnahmslos Migranten. Diese Zuwanderer sind zu einem ganz wesentlichen Teil für die Wirtschaftstotenstille verantwortlich. Mit all ihren Folgen. Vergeblich machte der Baselbieter Gesundheitsdirektor Thomas Weber (SVP) Bundesrat Alain Berset (SP) auf das Problem aufmerksam.

Es geht vor allem um Patienten aus dem Balkan und aus der Türkei. Sie bleiben mit ihren Herkunftsländern besonders eng verbunden. Vor dem Jahresende sind allein vom Basler Flughafen 18 000 Menschen in die Balkan-Region geflogen. Zehntausende reisten soeben ins Kosovo, um zu wählen. Vermutet wird auch, dass infizierte Ausländer in die Schweiz reisen, um sich in den hiesigen erstklassigen Spitälern behandeln zu lassen. Doch die Migrationsromantiker wollen davon nichts wissen. «Das ist reiner Rassismus, Kulturrassismus», empört sich die Baselbieter SP-Frau Samira Marti. Wer heute krank ist, befindet sich in Übereinstimmung mit den herrschenden Zuständen.

Christoph Mörgeli

Berns frechster General

Divisionär Thomas Kaiser wirft der Bevölkerung vor, zu wenig Schutzmasken gelagert zu haben. Wie sieht seine Bilanz aus?

Hubert Mooser

Nachdem die Armeepothek wegen der Beschaffung von Schutzmasken wiederholt kritisiert worden war, ging Divisionär Thomas Kaiser vergangene Woche zum Gegenangriff über. Erst redete der Zwei-Sterne-General das Beschaffungsdebakel seiner Armeepothek klein und die Bemühungen seines Teams schön. Dann schob er einen Teil der Mitschuld für den Masken-



Saubermann?
Chef der Logistikbasis Kaiser.

Flop der Schweizer Bevölkerung in die Schuhe: «Weil der Bund, die Kantone und die Bürger in der Bevorratung versagt haben, wurde die Armeepothek beauftragt», kritisierte Kaiser.

Oder anders gesagt: Weil die Schweizerinnen und Schweizer die Empfehlungen aus dem Pandemieplan 2018, fünfzig Schutzmasken für den Ernstfall daheim zu lagern, ignorierten, musste die Armee das 150fache des normalen Auftragsvolumens mit 2,5 Einkäuferstellen stemmen.

In der Theorie mag das vielleicht stimmen. Doch wenn nicht einmal der Bund seine eigenen Pandemiepläne ernst nahm, warum hätte die Bevölkerung den Empfehlungen folgen sollen? Und hatte nicht die oberste Gesundheitsbehörde des Landes verkündet, dass diese nicht viel nützten?

Für einen wie Kaiser, der beim Verteidigungsdepartement (VBS) im Ruf eines korrekten, eifrigen Kontrolleurs steht, kommt

das Missachten von Pandemieplänen einem Sakrileg gleich. Bei ihm müsse alles am richtigen Platz sein, heisst es in Bern, selbst die Bleistifte auf dem Pult.

Genau so habe er auch seine Karriere geplant. So wollte er schon als Jugendlicher Berufsoffizier werden, sagen alle, die ihn seit diesen Tagen kennen. Kaiser habe das Lehrerseminar nicht absolviert, weil er später unterrichten wollte, sondern weil ihm dieser Weg die beste Chance auf eine militärische Karriere bot.

Wie muss es den ordnungsversessenen Nidwaldner geschmerzt haben, dass die Grossbeschaffung, mit der ihn der Bundesrat nach Ausbruch der Pandemie beauftragt hatte, chaotisch über die Bühne ging.

Da war einmal von Schimmelpilzmasken der Armee die Rede, dann von übersteuerten Preisen und gefälschten Qualitätszertifikaten. Dabei ist Kaiser stolz darauf, dass der Bundesrat nur der Armee und deren Apotheke zutraute, die komplexe Grossbeschaffung erfolgreich zu meistern.

Der Informationschef der Armee reagiert beleidigt, wenn man nachfragt, was Divisionär Kaiser zu derart frechen Schuldzuweisungen veranlasst habe. Doch es ist nicht das einzige Fettnäpfchen, in das der Divisionär schon getreten ist. Vor fünf Jahren wurde er Chef der Logistikbasis der Armee. Das Amt ist zuständig für Material und Infrastruktur, hatte allerdings wegen diverser Spesenaffären eine schlechte Presse.

Saubermann Kaiser wollte aufräumen. Er war noch kein Jahr im Amt, als er von hohen Spesenrechnungen von Oberfeldarzt und Divisionär Andreas Stettbacher erfuhr. Kaiser informierte den damaligen Armeechef André Blattmann, der ihm zu einer Disziplinaruntersuchung riet. Später wurden daraus eine Strafanzeige und eine grosse Affäre.

Tatsächlich ging es eher um Unterlassungen als um Straftatbestände. Stettbacher wurde zuerst zwar freigestellt; nach einer Untersuchung, die ihn rehabilitierte, musste das VBS ihn allerdings wieder anstellen. Heute steht er nicht mehr unter Kaisers Kommando.

Leuenberger: Kesb geht auch nicht

Pfarrerssohn Blocher fordert eine Untersuchung gegen Pfarrerssohn Leuenberger. Wieder kreuzfalsch.



Moritz Leuenberger war während fünfzehn Jahren für den ökologischen Umbau der Schweiz zuständig. Bewegt hat er wenig bis nichts. Noch weniger als seine beiden Nachfolgerinnen Doris Leuthard und Simonetta Sommaruga. Das Klima und das Gletschersterben haben ihn ganz einfach nicht interessiert. Wie so vieles in seinem Departement.

Nach seinem Rücktritt aus dem Bundesrat wurde Moritz Leuenberger ohne Wahrung einer minimalen Anstandsfrist Verwaltungsrat von Implenia. Er hätte im Baukonzern den ökologischen Umbau voranbringen sollen. Beides ging den Bach runter: erstens Öko-Verwaltungsrat Leuenberger und zweitens Affentrangers Implenia. Anton Affentranger scheint aus seinen Fehlern gelernt zu haben. Der Marathonläufer unterstützt heute die Klimajugend. Chapeau! Denn noch ist es in der Schweiz nicht verboten, gescheitert zu werden.

Eigentlich hätte Moritz Leuenberger dank dem Corona-Pausenjahr genügend Zeit gehabt, um sich erstmals in seinem Leben mit dem ökologischen Umbau auseinanderzusetzen.

Denkste! Stattdessen machte er sich in der NZZ am Sonntag wichtig und unmöglich zugleich. Der Kern seiner Aussagen: Der Bundesrat lüge, wenn er behauptete, er würde für die Befreiung von Geiseln nicht bezahlen. Natürlich bezahle er, nur werde das über andere Konten abgebucht.

Geiseln nehmen und diese gegen Geld auf freien Fuss setzen, das ist das zweitälteste Gewerbe der Welt. Alle betroffenen Regierungen versuchen, diese Seuche einzudämmen. Niemand gibt deshalb je zu, dass er ab und zu

auch zahlen muss. Sonst wäre dies eine Einladung an die Geiselnnehmer, noch dreister zu werden.

Die Welt ist ein Dorf. Informationen zirkulieren schneller als britische Covid-Viren. In den hintersten Höhlen des Atlasgebirges weiss jetzt jeder bewaffnete Mufti: Die Schweiz zahlt immer. Leuenberger *dixit*. Seine nachgeschobenen Ausreden sind so hilfreich wie Fusschweiss.

Alle sind empört und hilflos zugleich. Der Bundesrat schweigt. Das Fedpol will – um nicht noch mehr Saharastaub aufzuwirbeln – keine Strafuntersuchung an die Hand nehmen. Alt

Eine Delegation des Bundesrats müsste versuchen, Moritz Leuenberger zu beruhigen.

Bundesrat Blocher fordert eine solche, aber seine SVP macht keinen Druck. Alles würde ja nur noch schlimmer, wenn man den *Oberplauderi* ernst nehmen würde.

Sind alt Bundesräte so etwas wie «fascht e Familie»? Mit Moritz Leuenberger als Problembär *number one*, der von der Rolle geraten ist? Und wenn ja, was kann man dagegen machen? Strafrecht versagt, und Kesb geht gar nicht. Eine Delegation des Bundesrats müsste versuchen, Moritz Leuenberger zu beruhigen. Er braucht dringend irgendein Amt; er braucht irgendeine Aufgabe, in der er sich sonnen kann. Und er sollte sinnvollerweise im Gegenzug alle seine Interviews vorgängig durch den Bundesratsprecher Simonazzi absegnen lassen.

Die Schweizer Diplomaten könnten danach in künftigen Verhandlungen mit Geiselnnehmern achselzuckend darauf hinweisen, dass unser Alt-Bundesrat zwischendurch leider nicht ganz zurechnungsfähig sei. Das gehe vielen im Alter so. Und dies in allen Kulturen. Das Alpenkalb wäre vom Eis und der Schaden somit begrenzt.

Zurück auf Feld eins, zum Öko-Thema: Wasserstofflastwagen sind so sinnvoll wie Bunsenbrenner im Kampf gegen das Gletschersterben. Warum? Um hundert Kilometer weit zu fahren, brauchen Wasserstofflastwagen drei bis vier Mal mehr Ökostrom als Elektrolastwagen. Bisher hat neben ein paar Schweizer Start-ups nur Elon Musk voll auf die Karte Elektromobilität gesetzt.

Jetzt gibt Scania die Weiterentwicklung von Wasserstofflastwagen auf. Und setzt voll auf Elektrolastwagen. Weil diese viel weniger Strom und Unterhalt brauchen. Und weil die Batterien, pro gespeicherte Kilowattstunde gerechnet, immer billiger und leichter werden. Und weil allen verbleibenden Wasserstoff-Fantasten nächstens neben dem Semi-Truck von Tesla neu auch Scania die Hölle heissmachen wird.

Die europakompatible, schweizerische Schwerverkehrsabgabe wird den Elektrolastwagen von Scania zum Durchbruch verhelfen. Warum? Weil Elektrolastwagen keine LSVA bezahlen müssen. Zumindest bis auf weiteres. Hans Werder müsste für seinen ehemaligen Chef Moritz Leuenberger einen faktenbasierten Aufsatz verfassen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

Links wie nie

Der kränkste Patient in der Pandemiezeit ist das Schweizer Fernsehen. Hemmungslos schwelgen sie im sendereigenen Sozialismus.

Christoph Mörgeli

In der letzten «Arena» musste Bundespräsident Guy Parmelin (SVP) als einziger Politiker die bürgerliche Mehrheit der Schweiz vertreten. Mit eingeladen waren ein Grüner, eine Grünliberale, ein SP-Mann, eine Jungsozialistin, zwei linke Hilfswerke und die Economiesuisse. Dabei verlangen die publizistischen Richtlinien, dass «die Redaktionen keine Ideologie, keine Partei oder sonstige Interessengruppe bevorzugen» dürfen. In Wahrheit setzt sich bei den Polit- und Informationssendungen des Schweizer Fernsehens der Linkskurs immer hemmungsloser durch. Trotz der Tatsache, dass wir alle geräteunabhängig Zwangsgebühren zahlen müssen.

Vor gut drei Jahren ergab eine vom Schweizerischen Nationalfonds unterstützte Studie, dass sich 70 Prozent der Radio- und Fernsehjournalisten der SRG als «politisch links» bezeichnen. Würden jene von Sport und Unterhaltung nicht mitgezählt, ergäbe sich ein noch erdrückenderes Übergewicht. Fast 40 Prozent der SRG-Angestellten bekennen sich zum prononciert linken Schweizer Syndikat Medienschaffender (SSM). Ein SRG-Sprecher wehrte sich: «In der täglichen Arbeit spielt die politische Meinung der Journalisten keine Rolle.» Das glaube, wer mag.

Seit Bundesrätin Simonetta Sommaruga (SP) die 1,6 SRG-Milliarden zu Beginn der Coronapandemie um 50 Millionen Franken aufgestockt hat, beim Fernsehen aber gleichzeitig Geld und Stellen eingespart werden müssen, scheint man sich am Leutschenbach noch unkritischer an den Staat zu klammern. Immer mehr Beiträge unterscheiden sich kaum mehr vom grün-roten Forderungskatalog. Zwar steht in den publizistischen Richtlinien: «SRF-Mitarbeitende [...] vermeiden politische Äusserungen in der Öffentlichkeit, auch in Weblogs, sozialen Netzwerken etc.» Doch Sandro Brotz, ehemals linker Investigativjournalist und heute angeblich unparteiischer Moderator der «Arena», twittert pausenlos politische Botschaften. Auch Arthur Honegger («10 vor 10») betätigt sich als Kampf-Twitterer in den sozialen Medien. Vier Jahre lang schäumte er gegen die republikanische



Politische Botschaften: Brotz, Honegger (o.), Poletti, Schmezer (u.).

Regierung in den USA. Er kritisierte auch die Rentenforderung von Christoph Blocher, was ihm seine Vorgesetzten als «Satire» durchgehen liessen.

Gender, Feminismus, Klima, Covid-19

Die Bereiche Politik und Information wurden in der Covid-19-Krise ideologisch immer noch mehr verengt. Bezüglich Feminismus und «Gender», Klimawandel und Corona duldet man keine Abweichung. Wer sich wie Roman Kilchsperger der Fuchtel von politischer Korrektheit und LGBT verweigert, wird vom System unbarmherzig ausgespuckt. Chefredaktor Tristan Brenn gilt als wenig inspirierender, trockener Apparatschik. Urs Leuthard ist als Projektleiter Newsroom fulminant gescheitert; jetzt wirkt er als Chef der Bundeshausredaktion gegenüber

dem Bundesrat devoter als Regierungssprecher André Simonazzi.

Die hauseigenen SRF-Regeln besagen, es dürften im Umgang mit Protagonisten «keine Zweifel an unserer Distanz aufkommen»; weder eine «zu grosse Nähe» noch eine «Loyalitätsbeziehung» sei zulässig. Doch die SP-Frau Jacqueline Badran hat im Schweizer Fernsehen ebenso ein Dauerabonnement wie die Grünliberale Tiana Moser. Und Priska Seiler Graf (SP) geniesst dort ein Ansehen als Armeeexpertin, wie wenn sie die Militärakademie West Point als Klassenbeste abgeschlossen hätte.

Die «Tagesschau» unterscheidet sich in der linken Tendenz kaum mehr von «10 vor 10» und stemmt noch die bunten Wollhandschuhe des Kommunisten Bernie Sanders zum weltbewegenden Thema hoch. Um die Steuerzahler

sorgt sich die «Tagesschau» nur wegen Donald Trumps «Wochenend-Trips» nach Florida, die «jeweils Millionen kosteten». «Diplomatie ist in US-Aussenpolitik zurück», hören wir, als ob in Washington vier Jahre lang keinerlei Diplomatie existiert hätte. Ein «anderer Wind» wehe endlich auch wieder «bezüglich Klimastrategie».

Letzte Woche wurde skandalisiert, dass ein Kapitol-Stürmer der demokratischen Mehrheitsführerin «in den Kopf schiessen» wollte. Kein Thema war, dass eine Sicherheitsperson eine Trump-Anhängerin tatsächlich durch einen Nackenschuss umgebracht hat. Donald Trumps Aufruf, seine Anhänger sollten «friedlich» («peacefully») zum Kapitol ziehen, wird unterschlagen. Stattdessen gilt sein Wort «kämpfen» als letztgültiger Beweis der Aufwiegelung zur Gewalt. Während der «Kampf» ums Frauenstimmrecht selbstverständlich nicht genug abgefeiert werden kann. Der Hauptgrund des Triumphs wird gleich mitgeliefert: Die Frauen stimmten «ein bisschen umweltfreundlicher, ein bisschen sozialer, etwas armeekritischer und in jüngster Zeit auch gesellschaftsliberaler». Demos fürs Klima sind unterstützenswert, solche gegen die bundesrätlichen Covid-19-Massnahmen des Teufels.

«Reiche reicher, Arme ärmer»

Nie wird in der klassenkämpferischen Erziehungsnachhilfe der «Tagesschau» das Wort «Handlungsbedarf» vergessen. Eine aus Deutschland stammende Historikerin rühmt das dort schon 1919 eingeführte Frauenstimmrecht. Sie bleibt uns aber die Antwort darauf schuldig, warum auch die Frauen Hitler gewählt haben und ob sie als Frau im 20. Jahrhundert lieber in Deutschland oder in der Schweiz gelebt hätte. «Stimmrechtsalter 16 rückt näher», freut sich das Fernsehen mit Sibel Arslan (Grüne). Von der aufgepeitschten «Klimajugend» versprechen sich vor allem die Grünen viele Stimmen. Arslan habe «quer durch alle Parteien Mitstreiter gefunden» – eine Falschmeldung, denn in der SVP als grösster Partei fand sie keinerlei Unterstützung.

Die Klimastrategie des Bundes ist selbstverständlich «machbar und bezahlbar», der «Impfnationalismus wirft moralische Fragen auf». Wegen der «bürgerlichen Mehrheit» fliesen die Corona-Kredite «oft vollumfänglich zu den Vermietern», was «legal, aber stossend» sei. «Die Pandemie macht Reiche noch reicher, Arme noch ärmer», vernehmen wir. «Müssten die Reichen mehr zur Kasse gebeten werden?» Die Frage stellen heisst sie bejahen. «Da hätte man gedacht, dass nach verkündeter Weissgeld-Strategie, nach massivem Druck aus dem Ausland die Geldwäscherei-Thematik hierzulande Geschichte sei.» Ist sie gemäss «Tagesschau» selbstverständlich nicht. Positiv vermerkt wird dafür eine neue Politikergeneration, «stark ge-

prägt von jungen Frauen», denn «die jungen Demonstrantinnen sind die Bundesrätinnen von morgen». Dafür werden «Ausländer am Arbeitsmarkt diskriminiert»; durch die Mitwirkung von Ausländern am Auswahlprozess steige die «Freude an der Diversität».

Vegi-Fleisch und Vegi-Bauern

Mit Christian Dütschler steht dem Format «10 vor 10» ein bewährter Linker vor. In fünf langen Folgen arbeitete sich die Sendung am Frauenstimmrecht ab. Als bahnbrechende Sensation gilt auch die Produktion von fleischlosem Fleischkäse («Vegi-Fleisch»). Laut einer weiteren Ausgabe ist «klimafreundliches Essen» nicht weniger als «ein Bekenntnis». Die Sendung «Reporter» berichtet derweil über Bauern, die Veganer wurden: «Die Tiere haben es schöner, wenn sie keine Leistung mehr bringen müssen.»

Und die Leistung der Soldaten? «10 vor 10» lobt Armeechef Thomas Süssli wegen seines «sanften Tons» und tadelt ihn wegen seines

«Müssten die Reichen mehr zur Kasse gebeten werden?» Die Frage stellen heisst sie bejahen.

Kampfflugzeugs als der «teuersten Beschaffung aller Zeiten». «Die beiden Basler Pharma-Riesen Novartis und Roche erzielen regelmässig hohe Gewinne.» Pfui. Genauso fürchterlich sind beim Thema Sexismus «die unbewussten Rollenbilder in den Köpfen». Zu Wort kommt die Dozentin Franziska Schutzbach, die sich auch schon ein Land wünschte, wo sich Taxiunternehmen und Fluglinien weigern, SVPler zu transportieren, und in dem die Parlamentarier den Saal verlassen, sobald «ein Rechter schon nur den Mund aufmacht».

«Trump spaltet weiter», vermeldet «10 vor 10», während es der «politischen Rechten» und dem «konservativen TV-Sender» Fox News an den Kragen gehe. «Die Republikaner erinnern sich jetzt plötzlich wieder an die Defizite und die Schulden, die sie jetzt vier Jahre lang ziem-



«Also die Fliege in der Suppe könnte in der Mitte noch etwas zarter sein. Deshalb nur sieben Punkte für Frau Müller.»

lich ignoriert haben.» Joe Biden sei nach «Spaltung und Skandalen» ein Präsident, «der mit anderer Empathie regieren wird». Ein Klimaforscher verkündet, «dass wieder relevante Leute an den entscheidenden Posten sitzen, die etwas davon verstehen, was sie machen». Zwei linke Nationalrätinnen polemisieren gegen ein amerikanisches Kampfflugzeug («Dort fliegt die CIA immer mit»). Ein Fachmann wie der Pilot und SVP-Sicherheitspolitiker Thomas Hurter hat nichts zu melden.

Instrumentalisierte «Rundschau»

Die «Rundschau» verantwortet mit Mario Poletti ein linker Armee- und Waffenausfuhrgegner der ersten Stunde. Der Austausch mit den NGOs und der Gewerkschaft Unia läuft wie geschmiert. Am Pranger stehen regelmässig Rohstofffirmen, Pharmakonzerne, Nahrungsmittelmultis und Rüstungsbetriebe. Ein Asyl-Anwalt beklagt sich, dass durch einen Zufallsgenerator seinen Fällen zu viele SVP-Verwaltungsrichter zugeteilt würden. Der obsessiv antiisraelische Ständerat Carlo Sommaruga (SP) instrumentalisiert die «Rundschau» für eine fragwürdige Ehrenrettung des Leiters der Uno-Palästina-Hilfe und für einen neuerlichen Angriff auf Aussenminister Ignazio Cassis (FDP). Über die «dreckigen Geschäfte» einer «Müll-Mafia» werden lediglich Politiker des grünen und grünliberalen Lagers befragt. Und zu Corona heisst es: «Hat die Schweizer Politik das Sterben einfach in Kauf genommen? Aussagen bürgerlicher Politiker erwecken diesen Eindruck.»

Die Sendung «Schweiz aktuell» vom 1. Februar zeigt die Gemeinde Unterbach als Vorreiterin des Frauenstimmrechts, lobt SP-Regierungsrätin Jacqueline Fehr für ihre Unterstützung der Kulturschaffenden und thematisiert den Inzest am Beispiel eines einflussreichen französischen Intellektuellen. Dass dieser wie so viele Zeitgenossen der «sexuellen Befreiung» dem sozialistischen Lager angehört, bleibt ungesagt. Im «Club» sehen sich die Kritiker der Corona-Massnahmen mit rechtsextremen Reichstagsprotestlern in Berlin gleichgesetzt.

Den «Kassensturz» moderiert mit Ueli Schmezer ein bekennender SP-Anhänger. Und so fliesen denn die Covid-19-Kredite zu den Immobilienhaien, und auch beim Thema «Rentenklaus» machen «die Grossen den Profit», während «die Kleinen geplagt» werden.

Bei «Dok» geht es ebenfalls um den «Graben zwischen Arm und Reich», wobei der Grundsatz herrsche: «Wer hat, dem wird gegeben.» Wohl wahr. Beim krisensicheren Schweizer Fernsehen beträgt der Durchschnittslohn über 110 000 Franken. Und die schamlos einseitige Sendeanstalt behauptet noch immer: «Die Informations- und Nachrichtensendungen der SRG bieten eine unabhängige Sicht auf das politische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Geschehen in der Schweiz und im Ausland.»

Knospen der Hoffnung im Kosovo

Einst zündete Albin Kurti im Parlament Tränengaspetarden. Heute kämpft er gegen Korruption und weiss die Jugend auf seiner Seite.

Alfred Heer

Albin Kurti ist der grosse Sieger der Parlamentswahlen im Kosovo. Der Kopf der Bewegung Vetevendosje («Selbstbestimmung») ist eine charismatische Figur mit bewegter Vergangenheit. Im Jahr 1997 führte er die Studentenproteste gegen das serbische Regime von Slobodan Milosevic an. Vetevendosje vertrat ein nationalistisches, linkes Gedankengut und den Traum eines Grossalbanians. Gesegelt wurde unter dem linken Motto «Antikolonialismus, Bürgerrechte und Antikapitalismus». Kurtis Bewegung schoss gegen Vereinbarungen zwischen Serbien und dem Kosovo und torpedierte alle Bemühungen der internationalen Gemeinschaft um eine Annäherung zwischen den beiden Staaten.

Wie ist Kurtis Wahlsieg zu erklären? Jahrelang regierte im Kosovo die im Krieg gegen Serbien gegründete Befreiungsarmee UCK unter Präsident Hashim Thaci, was zu einer institutionalisierten Korruption führte, von der viele junge Kosovaren angewidert sind. Allerdings muss man betonen, dass in den Staaten Osteuropas die Korruption grundsätzlich ein Problem ist und dass es sich hier nicht um ein spezifisches Alleinstellungsmerkmal des Kosovos handelt.

Wie sieht die Zukunft des Kosovo aus?

Thaci ist in Den Haag wegen Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit während des Kosovokrieges angeklagt. Seine Partei hat die Wahlen denn auch klar verloren, weil es der 45-jährige Kurti verstand, vor allem bei jungen Leuten zu punkten. Er tat dies mit einem Mix aus Nationalismus und Kampfansage an die Korruption und indem er Vetevendosje als Bürgerrechtsbewegung statt als Partei auftreten liess. Tatsächlich ist es so, dass im Kosovo Perspektiven für junge Menschen kaum vorhanden sind. Die Reisemöglichkeiten sind eingeschränkt, die Arbeitslosigkeit ist sehr hoch, und die wirtschaftliche

Entwicklung ist abhängig von den Zahlungen der Diaspora.

Kurti propagierte auch stets die Gewaltlosigkeit, um seine politischen Ziele zu erreichen, was ihn von den UCK-Kämpfern unterscheidet. Hier allerdings gibt es einen gewissen Widerspruch. Er scheute sich nicht, im Parlament Tränengaspetarden zu zünden, um die Ratifikation eines von der EU gezimmerten Ab-



Durchsetzungsvermögen:
Wahlsieger Kurti.

kommens mit Serbien zu torpedieren. Zudem war er Sprecher der UCK-Bewegung, wenn auch militärisch nicht aktiv.

Den Kosovaren muss zugutegehalten werden, dass sie einen friedlichen, demokratischen Machtwechsel vollzogen haben, der sich durchaus an westlichen Massstäben messen kann. Aus Sicht der Demokratie darf festgehalten werden, dass das Kosovo eine grosse, positive Entwicklung durchgemacht hat. Die Republik Kosovo ist ein Kleinstaat auf dem Balkan und wird von 115 Uno-Mitgliedern als unabhängiger Staat anerkannt. Mit ihren 1,9 Millionen Einwohnern kann sie nur dann überleben, wenn sie auch auf wirtschaftlichem Gebiet Reformen einleitet und Rechtssicherheit für Investoren aus dem In- und Ausland garantieren kann. Das

Kosovo verfügt über arbeitswillige junge Menschen, welche heute infolge mangelnder Perspektiven im eigenen Land nur einen Traum haben, nämlich die Ausreise ins Ausland.

Am guten Willen fehlt es nicht

Für eine positive Entwicklung im Kosovo und auf dem Balkan braucht es eine friedliche Lösung mit Serbien, was in Anbetracht des Nationalismus in allen Ländern des ehemaligen Jugoslawiens eine grosse Hürde darstellt. Zudem haben Russland, der Bruderstaat von Serbien, und China, mit welchem Serbien in letzter Zeit eine enge Kooperation eingegangen ist, auch noch ein Wort mitzureden.

Das Kosovo muss als Protektorat der USA bezeichnet werden. Der eigentliche Geburtshelfer des Kosovo waren die USA unter Präsident Bill Clinton, welcher mit der eigenmächtigen Bombardierung von Serbien und der politischen Unterstützung des Kosovo die Fakten für den Staat Kosovo geschaffen hat. Wenn Kurti es tatsächlich schafft, dem Kosovo Rechtssicherheit zu geben sowie die Korruption im Land zu bekämpfen, und wenn sich die Schutzmächte zusammen mit Serbien und dem Kosovo auf eine friedliche Lösung einigen, dann gibt es eine Zukunft für das Kosovo.

Interessant dabei ist auch die Tatsache, dass von der EU zu der Frage einer fortschrittlichen Lösung für den Balkan schon lange keine Impulse mehr kommen. Am guten Willen der Menschen im Kosovo fehlt es nicht. Die Erwartungen an Albin Kurti sind hoch. Als ausserparlamentarischer Oppositionsführer hat er bewiesen, dass er über Ideen und Durchsetzungsvermögen verfügt. Will er tatsächlich Fortschritte für das Kosovo erzielen, muss er jetzt wohl den Antikapitalismus und den übertriebenen Nationalismus in der untersten Schublade versorgen.

Alfred Heer ist SVP-Nationalrat und Gründer der Handelskammer Kosovo – Schweiz.

Lebensform für Romantiker

Was soll die Ehe heute eigentlich noch sein?



Alte Polithasen haben meist nur ein spöttisches Lächeln übrig, wenn wieder einmal die Idee aufkommt, die steuerliche Heiratsstrafe für Ehepaare abzuschaffen. Generationen von Parlamentariern und mehrere Finanzminister haben sich an dem Vorhaben schon die Zähne ausgebissen, seit dreissig, vierzig Jahren dreht sich die Diskussion im Kreis. Die «Konservativen» favorisieren die gemeinsame Besteuerung von Ehepaaren mit einem Splitting-Modell, von der tendenziell traditionelle Haushalte profitieren. Die «Progressiven» fordern den Wechsel zur Individualbesteuerung, die vor allem Doppelverdiener-Ehepaaren dient. Wieder andere, nennen wir sie die «Pragmatiker», suchen den Kompromiss und werben für eine alternative Steuerberechnung, die beiden Gruppen entgegenkäme. Doch bisher sind alle Anläufe für eine Steuerreform gescheitert.

Nun aber könnte tatsächlich neuer Schwung in die Sache kommen: Die FDP-Frauen mit ihrer Chefin Susanne Vincenz-Stauffacher sind auf den Plan getreten und wollen die Individualbesteuerung mit einer Volksinitiative durchsetzen. Mann und Frau sollen künftig einzeln besteuert werden. Der Zivilstand soll keine Rolle mehr spielen, das Heiratsstrafenärgernis wäre beseitigt. Für die FDP-Frauen geht es dabei nicht in erster Linie ums Geld, sondern um einen feministischen Aufbruch: Ehefrauen sollen arbeiten und selbständig sein, statt wegen der Steuerprogression auf einen Job zu verzichten und zu Hause herumzusitzen.

Die Freisinnigen machen damit der Mittepartei Konkurrenz, die das Problem auf andere Weise beseitigen will. 2016 hätte die da-

malige CVP mit ihrer Volksinitiative gegen die Heiratsstrafe, welche die gemeinsame Besteuerung der Ehepaare in der Verfassung festnageln wollte, fast einen Sieg errungen. Noch vor kurzem stellte Parteipräsident Gerhard Pfister in Aussicht, man wolle mit einem zweiten Begehren nachdoppeln. Nun aber hat der Wind gedreht, und Pfister scheinen die Frauen seiner Partei davonzurennen. Die frühere CVP-Bundesrätin Ruth Metzler ist bereits zur FDP-Frauengruppe übergelaufen und tritt nun für die Individualbesteuerung ein, weitere Mit-

Die Ehe als Lebensversicherung hat ausgedient, angesagt ist die Eigenversorgung jedes Gatten.

Frauen dürften folgen. Pfister riskiert, bald einmal als Anhänger eines antiquierten Familienmodells dazustehen, als einer, der die Zeichen der Zeit nicht erkannt hat.

Es könnte also tatsächlich sein, dass nun der Moment für die Individualbesteuerung gekommen ist. Gute Gründe, die für die getrennte Besteuerung der Ehegatten sprechen, gibt es durchaus. Schliesslich wird man als Lediger ebenso individuell besteuert wie als Teil eines Konkubinatspaares; da mutet es eigenartig an, wenn man vom Staat nach der Heirat plötzlich im Kombipack veranlagt wird, als wäre man mit dem Gatten wirtschaftlich eins.

Für die Traditionalisten liegen aber gerade darin Sinn und Zweck der Ehe: dass das Paar zu einer sozialen und wirtschaftlichen Gemeinschaft wird und dass es frei entscheidet,

wie es Berufstätigkeit und Familienarbeit unter sich verteilen will. Für sie ist die Ehe eine geschützte, abgesicherte Zone.

Letztlich rührt die Steuerdebatte an der Grundfrage, welche rechtlichen Wirkungen eine Ehe heutzutage noch haben soll – und welche nicht. Wenn wir auf eine Gesellschaft hinzielen, in der beide Ehepartner arbeiten und Geld verdienen: Sollte man dann das Eherecht nicht überhaupt individueller gestalten und Mann und Frau als eigenständige wirtschaftliche Subjekte behandeln? Müsste man in diesem Fall nicht die Gütertrennung für Ehepaare vorschreiben statt des heutigen Systems, bei dem prinzipiell alles, was der eine während der Ehe erarbeitet, auch dem anderen gehört? Und wenn man das Konzept des Ehepaars als wirtschaftliche Gemeinschaft aufgibt, wäre es da nicht logisch, auch bei der Altersvorsorge auf Eigenverantwortung zu setzen und auf Einzelrenten umzuschwenken?

Die Diskussion um die Ehepaarbesteuerung wirft eine Reihe interessanter Folgefragen auf, und sie könnte so einiges ins Rutschen bringen. Bereits geschehen ist dies im Scheidungsrecht: Heute kann eine Ehefrau, die wegen der Kinder ihren Beruf aufgegeben hat, selbst nach langjähriger Ehe keineswegs mehr sicher sein, vom Ex-Mann Unterhaltszahlungen zu erhalten. Anders gesagt: Die Ehe als Lebensversicherung hat ausgedient, angesagt ist die Eigenversorgung jedes Gatten. Bleibt die grosse Frage, was denn die Ehe am Ende noch sein soll, wenn nicht bloss eine Lebensform für Romantiker.

Anders als die Gestapo

Deutschland ist vermutlich die einzige Demokratie der Welt, in der die Regierung ganz legal die Opposition bespitzeln darf. Weil es gegen die AfD geht, regt sich niemand auf.

Matthias Matussek

Dieser Vorgang ist für die westlichen Demokratien wohl einmalig, nämlich dass die Regierung eines Landes im Wahljahr den Inlandsgeheimdienst losschickt mit dem Auftrag, die grösste Oppositionspartei aus dem Spiel zu nehmen. Selbst die als autokratisch verfeindeten Regierungen der EU-Länder Polen oder Ungarn haben sich das versagt, was die Merkel-Regierung derzeit mit Blick auf die AfD unternimmt – eine Partei, die immerhin knapp sechs Millionen Wähler für sich verbuchen kann und in sämtlichen Länderparlamenten vertreten ist.

Ziel ist, die Partei zum «Verdachtsfall» zu erklären, das heisst, ihre Verfassungstreue anzuzweifeln und sie damit in einen demokratischen Paria-Status zu befördern. Mitglieder der Partei dürften in diesem Falle telefonisch überwacht und abgehört werden. Staatsangestellte wären von Kündigungen oder Repressionen bedroht. Vor allem aber dürften V-Leute eingeschleust werden, die in der Vergangenheit eine besonders unrühmliche Rolle gespielt haben.

Nun lässt das Parteiprogramm der AfD – das ist von der Behörde selbst bestätigt – keinen begründeten Zweifel an der Verfassungstreue zu. Unter den Aufregern im Programm dürften wohl die Verankerung basisdemokratischer Einspruchsrechte und eine erhöhte Rechenschaftspflicht der Politik weit vorne rangieren.

Hermeneutik der Schlapphüte

Der Verfassungsschutz wurde 1950 während des Kalten Krieges von den US-amerikanischen Besatzern installiert, um die Umtriebe der Kommunistischen Partei Deutschlands zu beobachten, Flüchtlinge auszuschöpfen und Agenten in der DDR zu lancieren. Offizielles Ziel war es, eine Stelle zu schaffen «zur Sammlung und Verbreitung von Auskünften über umstürzlerische, gegen die Bundesregierung gerichtete Tätigkeiten». In den Anfangstagen gingen trotz gewisser Vorsichtsmassnahmen beträchtlich viele ehemalige Gestapo-Mitglieder mit Herzblut an ihre Aufgabe, Linke zu überwachen.



Paria-Status: AfD-Spitzenpolitiker Weidel, Gauland; Kanzlerin Merkel (v.l.).

Mittlerweile hat sich, entsprechend den innenpolitischen Dynamiken, das Feld ausgeweitet. Heute stehen potenzielle Terroristen, Islamisten, Links- und Rechtsextreme unter Beobachtung. Anders als die Gestapo hat das Bundesamt für Verfassungsschutz (BfV) keine polizeilichen Befugnisse – es sammelt nur.

Ja, seine einzige Waffe ist das Sammeln von Indizien, die zum Verbot von Organisationen oder Parteien führen können. Gerät eine Partei zum «Verdachtsfall» wie jetzt für die AfD angedroht, wird ihre Bewegungsfreiheit (durch Agenten, Abhöraktionen) logischerweise erheblich eingeschränkt.

Täter-Opfer-Umkehr

Im Moment wird noch anhand bisheriger öffentlicher Aussagen wie Interviews oder Parlamentsreden dem Verdacht nachgegangen, dass das nicht zu beanstandende Parteiprogramm nur Camouflage einer sehr viel finsternerer staatsfeindlichen Umsturzstrategie sei, die nun in einer grossangelegten Verdachts-Hermeneutik der Schlapphüte aufgedeckt werden soll.

Bisher wurden bereits die Landesverbände der AfD-Hochburgen im Osten, also die aus Thüringen, Sachsen-Anhalt, Brandenburg und nun auch Sachsen, zu Verdachtsfällen erklärt. In den Ermittlungen gegen die Berliner AfD jedoch kam es zu einer für den Dienst peinlichen Panne: In einem an die Partei durchgestochenen 43-seitigen Gutachten heisst es: «In der Gesamtschau der gesammelten Erkenntnisse zur AfD Berlin sind keine zureichenden tatsächlichen Anhaltspunkte ersichtlich, die die Schwelle zum Verdachtsfall überschreiten.»

Nachdem sich der zuständige Referatsleiter geweigert hatte, den Befund zum Nachteil der AfD anzuspitzen, wurde er vom Berliner Innenminister Andreas Geisel in den Ruhestand wegdiszipliniert, in einem wohl routinierten Reflex, denn vor dem Mauerfall war der Senator als SED-Karrierist der ostdeutschen Diktatur enthusiastisch zu Diensten.

Nun schurigelt er eben für die siegreiche andere Seite in einer für den deutschen Untertanen vorbildlichen Anpassungsfähigkeit. Er kann dabei mit dem Beifall einer geradezu knechtischen Presse rechnen.

So kommentierte der Berliner *Tagesspiegel*: «Die Republik wartet. Wann stuft der Verfassungsschutz die AfD als Verdachtsfall ein?» Nachdem die AfD die Ermittlungspanne des BfV publik gemacht hatte, hiess es in der genannten Postille tatsächlich: «Für die Offensive gegen den Verfassungsschutz ist jedes Mittel recht.»

So simpel funktioniert die Täter-Opfer-Umkehr. Nun also ist es die mächtige AfD, die einen völlig hilflosen Verfassungsschutz vor sich her treibt. Wie lächerlich ist das!

Von Seiten des Verfassungsschutzes wird es im Kampf gegen die AfD also in nächster Zukunft auf Deutungen und Interpretationen und Definitionen ankommen – durchaus eine kühne Unternehmung für eine Behörde, die sich am gegenwärtigen Umbau der Sprache und ihrer Begriffswelt eigentlich nicht beteiligen sollte.

Ist das menschenfeindlich?

Schon der elementare Artikel 1, so gibt der «Parteiphilosoph» und Bundestagsabgeordnete Marc Jongen zu bedenken, schillert in diesen Tagen, denn mit dem Hinweis auf «die Würde des Menschen», die Deutschland zu garantieren habe, werde eine grenzenlose Massenzuwanderung begründet. Der Widerstand der AfD dagegen kann und wird teilweise als Verstoß gegen diesen Grundsatzparagrafen gelesen werden. Jongen: «Diese Hybris, die ganze Welt im eigenen Land retten zu wollen, käme aber einem Programm zur kulturellen Selbstabschaffung gleich.»

Selbstverständlich, fährt er fort, gälten für die AfD all jene als Deutsche, die die deutsche Staatsangehörigkeit besitzen, unabhängig von ihrer Herkunft – so steht es in einem gerade verabschiedeten Papier. Doch da heisst es auch: «Nur wer unsere Sprache spricht, unsere Werte teilt und unsere Lebensweise bejaht, soll Deutscher nach dem Gesetz werden können.» Ist diese Absage an Parallelgesellschaften, dieses Bestehen auf einer kulturellen Tradition von christlicher Religion und Aufklärung und Rechten für Frauen und Schwule nun menschenfeindlich?

So wird im Wahljahr hoffentlich gestritten werden, ganz sicher auch über Flüchtlinge, über Grenzen, über die Definition des Asylrechts, über die Gendersprache, doch wahrscheinlich eher weniger darüber, dass Wahlstände und Büros der AfD vandalisiert und ihre Protagonisten bedroht werden – denn die gelten im offiziellen Fokus und der öffentlichen Propaganda mit der Beobachtung durch den Verfassungsschutz als demokratisch anrühlich.

Spinner und Killer

Mittlerweile hat die AfD-Bundestagsabgeordnete Beatrix von Storch eine naheliegende Befürchtung öffentlich gemacht.

In einer Videobotschaft weist sie dringlich darauf hin, dass der Staat via Verfassungsschutz in der Vergangenheit mit seinen V-Leuten genau jene rechtsextremen Spinner und Killer produziert hat, die er zu bekämpfen vorgibt.

Schon das NPD-Verbot war ja wegen «mangelnder Staatsferne» gescheitert, im Klartext: daran, dass die Führungsebene mit V-Leuten des Verfassungsschutzes durchgesetzt war und nicht unterschieden werden konnte zwischen normalen Parteiangehörigen und denen, die im Sold des Staates hetzten, um jene anderen mitzubelasten, die es unbezahlt taten.

Das rechtsradikale Thule-Netz oder die Kampfsportschule, in der die Killer, die 1993 in Solingen die Morde an Türken verübten, trainierten, oder der «Thüringer Heimat-

Ausgerechnet diese Truppe also soll genutzt werden, um die AfD zu unterwandern?

schutz», Keimzelle des rechtsterroristischen NSU mit seiner Mordserie – alle waren geleitet von V-Leuten. Buchautor Stefan Aust: «Das BfV hat dieses Kaliber Neonazi ausgebildet, abgeschirmt und bezahlt.»

Ausgerechnet diese Truppe also soll genutzt werden, um die AfD zu unterwandern und sie vom demokratischen Parkett zu drängen. Klar, dass Beatrix von Storch besorgt ist. Zumal schon die öffentliche (und rechtswidrige) Verkündung über die AfD als einen «Prüffall» durchaus imageschädigend war, denn öffentlich-rechtliche Anstalten und der überwiegende Teil der Presse haben sich seither darauf geeinigt, die AfD zu diffamieren. Schon jetzt ist die Bundestagswahl damit korrumpiert, weil keine Chancengleichheit gegeben ist.

Wer sich also gratismutig, achtzig Jahre nach den Nazis, in diesen Tagen der Merkel-Republik als Antifaschist betätigen und bestätigen möchte, tut es mit lautstarken Bekenntnissen gegen die AfD – ohne zu realisieren, dass die



Ausgrenzung von Regierungsgegnern strukturell dem Muster der Nazi-Gesellschaft ähnelt, die den «Konsens», einst «Volksgemeinschaft» genannt, durch Propaganda und Gewalt fugenlos hergestellt hat.

Gespentisch beleuchtet

Zu einem gespenstischen Auftritt kam es in der letzten Woche vor dem Hause von Beatrix von Storch. Linksradikale hatten über ihre Plattform Indymedia einen «Besuch» bei der Abgeordneten angekündigt – zu derartigen «Besuchen» bei Regimegegnern, die oft in schweren Schlägerüberfällen bis hin zu Morden endeten, hatten NS-Aktivistinnen auch in den dreissiger Jahren schon aufgerufen.

Zu ihrem Schutz meldete die Abgeordnete für den genannten Zeitpunkt eine politische Veranstaltung vor ihrem Hause an. Und sie sprach über Lautsprecher zu den Mietern in ihrer Nachbarschaft, um das alles zu erklären und um Hilfe nachzusuchen – und die Nachbarn trommelten aus ihren Fenstern hinaus mit Löffeln auf Kochtöpfe, um die Adelsfrau zum Schweigen zu bringen.

Die Szene erinnerte an die gleichgeschalteten «Proles» in Orwells «1984», die sich zu dem ritualisierten «Zwei-Minuten-Hass» vor ihren Tele-Schirmen versammeln, um gegen den «Feind» zu demonstrieren. Sicher kein Wunder im rot-grünen Subventionssumpf Berlin, wo ein gutes Viertel der Einwohner Empfänger von Staatsknete ist.

Doch dass die Trommler auch auf Twitter als tapfere «Widerständler» gegen den Faschismus hochgejubelt wurden (bzw. sich selbst bejubelten), erinnerte doch stark an die Neusprech-Unternehmungen aus Orwells «Wahrheitsministerium» mit ihren Slogans: «Krieg ist Frieden», «Freiheit ist Sklaverei», «Unwissenheit ist Stärke».

Zufällig traf ich Beatrix von Storch vor einigen Wochen am Tag nach der Räumung des besetzten Hauses in der Rigaer Strasse nach dem Kirchgang auf der Strasse. Wir gingen gemeinsam essen, und sie zeigte mir auf ihrem Handy Aufnahmen der linksradikalen Hundertschaften, die nach geschlagener Schlacht in jener Nacht an ihrem Mietshaus vorbeiströmten.

Schwarzgekleidete, teils verummte Strassenkämpfer, gespenstisch beleuchtet von den blauen Kreisellichtern der sie bei ihrem Abzug begleitenden Polizei.

Unschwer, sich vorzustellen, wie diese losgeschlagen würden, sollte die Partei tatsächlich als demokratisch anrühlich markiert werden – eine Verwüstung, denn sie wüssten, dass ihnen diesmal der Beifall durch die Presse und die heimliche Zustimmung der Regierung sicher sind.

Nach dem Motto «Krieg ist Frieden» oder, besser noch: «Unwissenheit ist Stärke»!

«Vögeli, friss oder stirb»

Daniela Liebi rebellierte gegen den Shutdown. Die Medien machten eine Seifenoper daraus. Dabei kämpft die Gastwirtin ums Überleben. Und die Behörden schauen zu.

Roman Zeller

Sie ist die «Lockdown-Rebellin», die Rechtsbrecherin, die sich erfrechte, die Corona-Massnahmen zu missachten: Daniela Liebi, Wirtin im Landgasthof «Rothorn» in Schwanden ob Sigriswil.

«Wir machen auf», lautete das Motto, unter dem Schweizer Gastwirte im Januar ihre Betriebe öffnen wollten. Liebi, als eine der wenigen, servierte tatsächlich. Vor laufenden Kamerateams gab es «Ghackets mit Hörnli und zum Dessert die Polizei» (*Blick*). Die aufmüpfige Gastwirtin bekam eine «saftige Busse» (20 Minuten) aufgebrummt, hatte «Tränen in den Augen» (*Tages-Anzeiger*).

Was in den Medien zur herzerweichenden Seifenoper verkam, endete für Liebi mit fast nur Ärger. «Peinlich» sei sie, eine «Schlampe», «TV-geil» – so ist es in ihrem Online-Gästebuch nachzulesen. Der Verband Gastro Oberland West schloss die langjährige Sektionspräsidentin von Gastro Thun und Umgebung aus. Als schwacher Trost blieben Spenden. «Ich kann davon zweimal die Busse bezahlen», sagt Liebi. Die Geldstrafe bemisst sich auf 2800 Franken.

Reise durch die Sahara

Einen Monat nachdem sie die «Hohen in Bern wachrütteln» hat wollen, ärgert sich Liebi über die damalige Berichterstattung. Vieles, was sie sagte, sei ausgeklammert oder falsch dargestellt worden. Dazu zählt sie die Tränen. «Ich war einfach überwältigt, weil das Gastro-Thema endlich aufgegriffen wurde.» Ihre eigentliche Botschaft sei viel zu wenig rübergekommen.

Liebi erzählt von ihrem Schicksal, das sie mit Tausenden Restaurantbesitzern, Bar- und Kaffeebetreibern, Hoteliers und Gastwirten teilt; von einem Leben am Limit, finanziell ausgeblutet durch die Corona-Massnahmen.

56 Prozent der Gastbetriebe seien existenziell «stark oder sehr stark bedroht», so eine Schätzung der Konjunkturforschungsstelle der ETH. Jeder zweite Betrieb steht vor dem Aus.

Von diesem Horrorszenario ist auch Daniela Liebi betroffen, die ihre Situation mit einer verhängnisvollen Reise durch die Sahara ver-

gleicht. Nach Wasser lechzend, werde sie vom Bundesrat auf Oasen verwiesen, bis sie am Ende verdurstet. Ironisch fügt sie an: «Und dann wundert man sich, dass ich gestorben bin.»

40 000 Franken pro Monat fehlen

Liebi spricht von «finanziellem Notstand» der Gastro-Branche, auf den sie mit «zivilem Ungehorsam» aufmerksam machen wollte. Als



Leben am Limit:
Kleinunternehmerin Liebi.

Teil des Wirtschaftszweigs, der vor dem ersten Lockdown mit 265 000 Stellen noch viertgrösster Arbeitgeber war, leide sie an beispiellosen Umsatzeinbrüchen.

Zurzeit fehlten ihr 40 000 Franken pro Monat. Und trotzdem müssen Fixkosten wie Strom, Heizung, Miete oder Sozialabgaben bezahlt werden. Das Ersparte habe für die Mitarbeiterlöhne von vier Monaten gereicht. Kurzarbeitsentschädigungen erhielt sie bis September. Seit Oktober warte sie auf die versprochene Unterstützung. Die Oasen entpuppten sich als Fata Morgana.

«Ich habe null und nichts», sagt Liebi. «Kein Einkommen, kein Vermögen, wirklich nichts.» Sie, die immer gearbeitet habe, die sich als emanzipierte Frau verstehe, sei nun abhängig von ihrem Mann, einem Metallbauer. Er trage

die Lebenskosten, bezahle alles. «Es wäre an der Zeit, meine Bilanz zu deponieren und zu sagen: «Ich bin überschuldet.»»

Die Rettung wären Bundesgelder, die eigentlich gesprochen sind: Fünf Milliarden Franken sollen an Härtefälle fließen. Wer profitiert, das ist kantonal unterschiedlich geregelt und weitgehend unklar. Nur 155 Millionen Franken landeten bisher bei den Betrieben. Der Grossteil, so heisst es, werde ab März ausbezahlt.

Ein Jahr lang wartet Daniela Liebi nun schon auf finanzielle Unterstützung. Und ein Ende ist nicht in Sicht, allen Versprechungen zum Trotz. Im Kanton Bern, wo sich das «Rothorn» befindet, muss man erneut ein Gesuch stellen, um überhaupt als Härtefall berücksichtigt zu werden; wie hoch der individuelle Anspruch sein wird, weiss bis heute niemand. «Mir geht es viel zu *lamaaschig*», sagt Liebi. Ihr Glück sei, dass ihre Bank ihr den Geldhahn bislang nicht zugedreht hat. Bei jedem Einschreiben, das sie erreiche, fürchtet sie, dass es nun doch passiert sei. «Man weiss nie, wann die Schulden nicht mehr tragbar sind.»

Die 52-Jährige schätzt die finanziellen Langzeitfolgen – ihr persönliches «Long Covid» – auf zehn Jahre. Dann werde sie den Schuldenberg abbezahlt haben. «Ich muss einfach weitermachen – *Vögeli, friss oder stirb*.»

«Unerhörte Frechheit»

Um das finanzielle Loch zu stopfen, schuftete Liebi im Sommer 2020 – mit Schutzkonzept – sieben Tagen wöchentlich, sechzehn Stunden am Tag. Weil sie die Kapazitäten nicht voll hochfahren konnte, musste sie beim Personal sparen und selber Doppelschichten schieben.

«Ich war nudelfertig», erinnert sie sich. «Immerhin konnte ich etwas tun.» Am schlimmsten sei für sie, dass weder sie noch die anderen Betriebe für die Misere verantwortlich seien und dass sie nichts dagegen tun könne.

Dass Bundesrat Berset per 1. März keine Lockerungen beabsichtigt, empfindet sie als «unerhörte Frechheit». Ob sie erneut mit einer illegalen Öffnung kontert, ist ungewiss. Sie sagt: «Ich habe den Entscheid noch nicht gefällt.»

Konzernjournalismus, wie wir ihn lieben

Einheitsbrei und Meinungsöde? Nichts da. Die grossen Verlage zeigen das Gegenteil.



Heute zuerst ein Ratespiel. Wir nennen vier Story-Titel einer Sonntagszeitung. Sie müssen herausfinden, wo sie erschienen sind: im *Sonntagsblick*, in der *Sonntags-Zeitung* oder in der *NZZ am Sonntag*?

Eine Story über Unternehmenskultur: «Wir stehen beim Klimaschutz am Wendepunkt». Eine Story über Corona-Impfungen: «Wieder geht Afrika leer aus». Eine Story über Fussball: «Wo bleiben die weiblichen Referees?» Eine Story über Shopping: «Viele Online-Händler verführen uns mit Tricks».

Solidarität mit Klimaschutz, Dritter Welt und Frauenbewegung, Warnung vor kapitalistischen Methoden. Steht das im *Sonntagsblick*, in der *Sonntags-Zeitung* oder in der *NZZ am Sonntag*?

Es steht in der *NZZ am Sonntag*.

Die *NZZ*-Sonntagsausgabe ist ein kurioses Blatt. Es ist ideologisch so ziemlich das Gegenteil seiner bürgerlichen Mutter. Am Sonntag liefert das Haus *NZZ* rötlich gefärbte Themen aus Multikulti, Genderismus, Öko-Engagement und Wirtschaftsskepsis.

Interessanterweise zeigt sich dasselbe Phänomen auch anderswo. Die *Sonntags-Zeitung* beispielsweise ist das Gegenstück zum linksgrünen *Tages-Anzeiger*. Sie treibt mit ihrer liberalen Weltsicht die ideologisch linientreuen Kollegen der Tageszeitung immer wieder zur Weissglut, wenn sie etwa deren Säulenheilige wie Alain Berset, Joe Biden und Greta Thunberg demontiert.

Der Unterschied zeigt sich auch bei Arthur Rutishauser, dem Chefredaktor der beiden Blätter. Wenn er in der Pandemie den wirtschaft-

lichen Zerstörungskurs der Regierung kritisiert, schreibt er seine Kommentare meist in der *Sonntags-Zeitung*. Beim *Tages-Anzeiger*, wo die Shutdown-Fanatiker sitzen, wäre der eigene Chefredaktor nur ein Rufer in der Wüste.

Ebenso weit auseinander liegen *Blick* und *Sonntagsblick*. Chefredaktor beider Blätter ist Christian Dorer. Er hat den *Blick* politisch etwa beim fortschrittlichen FDP-Flügel angesiedelt.

Am Sonntag liefert das Haus NZZ rötlich gefärbte Themen aus Multikulti, Genderismus, Öko-Engagement.

Er versuchte denn auch rund um Corona stets den Ausgleich zwischen der Freiheit des Individuums und der Fesselung der Regierung.

Dorer unterstellt ist Gieri Cavelti, der Chefredaktor des *Sonntagsblicks*. Cavelti ist ein politisches Unikum. Er macht, neben der *Wochenzeitung*, das weitaus linkste Blatt des Landes. Für Cavelti und seine Zeitung, oft moralistisch erhitzt, ist etwa «Eigenverantwortung» ein Begriff, der auf die Müllhalde der Geschichte gehört. Umso grösser ist der Jubel über die zentralstaatliche Bevormundungs- und Führungsmacht.

Dorer spricht sich mit seinem Linksausleger Cavelti jeweils ab. Er macht eine nüchterne, strategische Überlegung. Mit dem gemässigten *Blick* und dem progressiven *Sonntagsblick* kann man eine möglichst breite Kundschaft erreichen.

Bei der *NZZ*-Gruppe driften die Tageszeitung und der Sonntagstitel ebenfalls weit auseinander. Hier aber ist das kein bewusster Pro-

zess. Denn es gibt, anders als bei der Konkurrenz, keinen Chefredaktor, der beide Blätter leitet.

Also macht *NZZ*-Chefredaktor Eric Gujer sein resolut bürgerliches Blatt, preist unermüdlich die Freiheitsrechte und schießt scharf gegen ungezügelt Seuchen-Sozialismus. Gujer hat die zuvor politisch zerfrante Redaktion mit Erfolg wieder auf klassisch-liberalen Kurs gebracht.

Luzi Bernet, Chefredaktor der *NZZ am Sonntag*, hat keinen solch strategischen Führungswillen. Er ist ein beliebter Chef, denn er gibt keine Linie vor, sondern lässt all seine Redaktoren nach eigenem Gutdünken machen. Sie machen dann natürlich das, was in der Journalistenblase als korrekte Weltsicht gilt, und schwimmen mit im gefälligen Mainstream der Multikulti-, woke- und Gender-Hypes.

Die Unterschiede zwischen den Tages- und den Sonntagszeitungen aus den gleichen Verlagen waren noch nie so augenfällig wie heute. Ich halte das für eine äusserst erfreuliche Entwicklung. Sie widerlegt das stete Gejammer über den wachsenden Einheitsbrei, das vor allem Politiker so gerne anstimmen.

Das Gegenteil ist passiert. Die interne Meinungsvielfalt ist in den Medienkonzernen wieder breiter geworden.

Als letztes Beispiel führen wir noch einmal die zwei *NZZ*-Titel auf. «Republikaner halten weiter zu Trump», titelte zum Impeachment nüchtern die tägliche *NZZ*. «Lasst ihn endlich fallen!», schäumte die *NZZ am Sonntag* samt aktivistischem Ausrufezeichen an die Adresse der Republikaner.

Grössere Unterschiede gibt es kaum. Konzernjournalismus sieht anders aus.

Die Schweiz ist nicht genug

Vom Hochparkett der Finanzindustrie strebt Philipp Hildebrand an die Spitze der OECD. Er vertritt den Zeitgeist, der dem Land schadet.

Beat Gygi und Hubert Mooser

Der frühere Nationalbank-Präsident und heutige Blackrock-Vermögensmanager Philipp Hildebrand hat sich ins Rennen um einen internationalen Spitzenposten geworfen. Bei seiner Kandidatur als Generalsekretär der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD) hat er eine weitere Hürde genommen: Nach der dritten Konsultation der 37 Mitglieder der OECD ist er einer der vier verbleibenden Kandidaten für die Nachfolge des heutigen Generalsekretärs, des Mexikaners Angel Gurría, der seit 2006 diesen Posten besetzt. Die drei verbliebenen Konkurrenten stammen aus Australien, Schweden und Griechenland.

Der Bundesrat zeigt sich erfreut, «Hildebrand unter den vier Finalisten zu sehen», was die Qualität dieser Kandidatur beweise, man bekräftige ihm gegenüber die volle Unterstützung für den Rest des Auswahlverfahrens. Die Regierung hat schon bisher Unterstützung geleistet, indem sie Hildebrand die Benützung des Bundesratsflugzeugs auf seiner Bewerbungstour gestattete. Die Resultate der nächsten Selektionsrunde sollen Anfang März bekannt werden, bald darauf erfolgt die Ernennung, und Amtsantritt ist der 1. Juni 2021, sieben Monate nach dem Start des offiziellen Rennens Ende Oktober.

Ironie des Schicksals

Hildebrand in offizieller Mission für die Schweiz: Wie kam er eigentlich ins Rennen? In Bundesbern hört man nur vage Antworten, es scheint etliche Erinnerungslücken zu geben. Als damals in der Pressekonferenz vom 28. Oktober 2020 Bundesrat Parmelin gefragt wurde, ob der Bundesrat auf Hildebrand zugegangen sei oder Hildebrand auf den Bundesrat zukam, drückte sich der Wirtschaftsminister etwas um eine klare Antwort herum. Es würden sich Länder um den Chefposten bei der OECD bemühen, sagte er, nicht Privatpersonen. Demzufolge habe der Bundesrat mit Hildebrand das Gespräch gesucht. Das hört sich vor allem nach einer formellen Sprachregelung an.

Wenn man heute im Wirtschaftsdepartement nach dem Ursprung der Initiative fragt, kann

sich niemand erinnern, wer denn genau Hildebrand ins Spiel gebracht hat. Die Schweiz habe schon lange wieder einmal die Schlüsselstelle einer grossen internationalen Organisation besetzen wollen, heisst es. Zuerst habe man an den Generaldirektorenposten bei der Welthandelsorganisation WTO gedacht. Aber dafür habe sich in der Schweiz kein qualifizierter Bewerber finden lassen. Als dann die Besetzung des OECD-Spitzenpostens auf dem Radar erschienen sei,

Hildebrand in offizieller Mission für die Schweiz: Wie kam er eigentlich ins Rennen?

sei man auf Hildebrand gekommen. Er sei einer der ganz wenigen Schweizer, der überhaupt dem Anforderungsprofil für diese Stelle entspreche.

Der genaue Hergang ist jedoch nicht klar, der Name sei plötzlich herumgegeistert, sagt ein Mitarbeiter des Wirtschaftsdepartements. Wurde der Name eventuell vom Finanzdepartement beziehungsweise dem darin eingegliederten Staatssekretariat für internationale Finanzfragen (SIF) ins Spiel gebracht, das mit der OECD in den Themen internationale Steuerregulierung oder automatischer Informationsaustausch viel zu tun hat? Das ist unwahrscheinlich. Laut einer gutunterrichteten Quelle ist Finanzminister Ueli Maurer von der Bewerbung ebenfalls überrascht

worden, er habe sich dann aber hinter die Kandidatur gestellt.

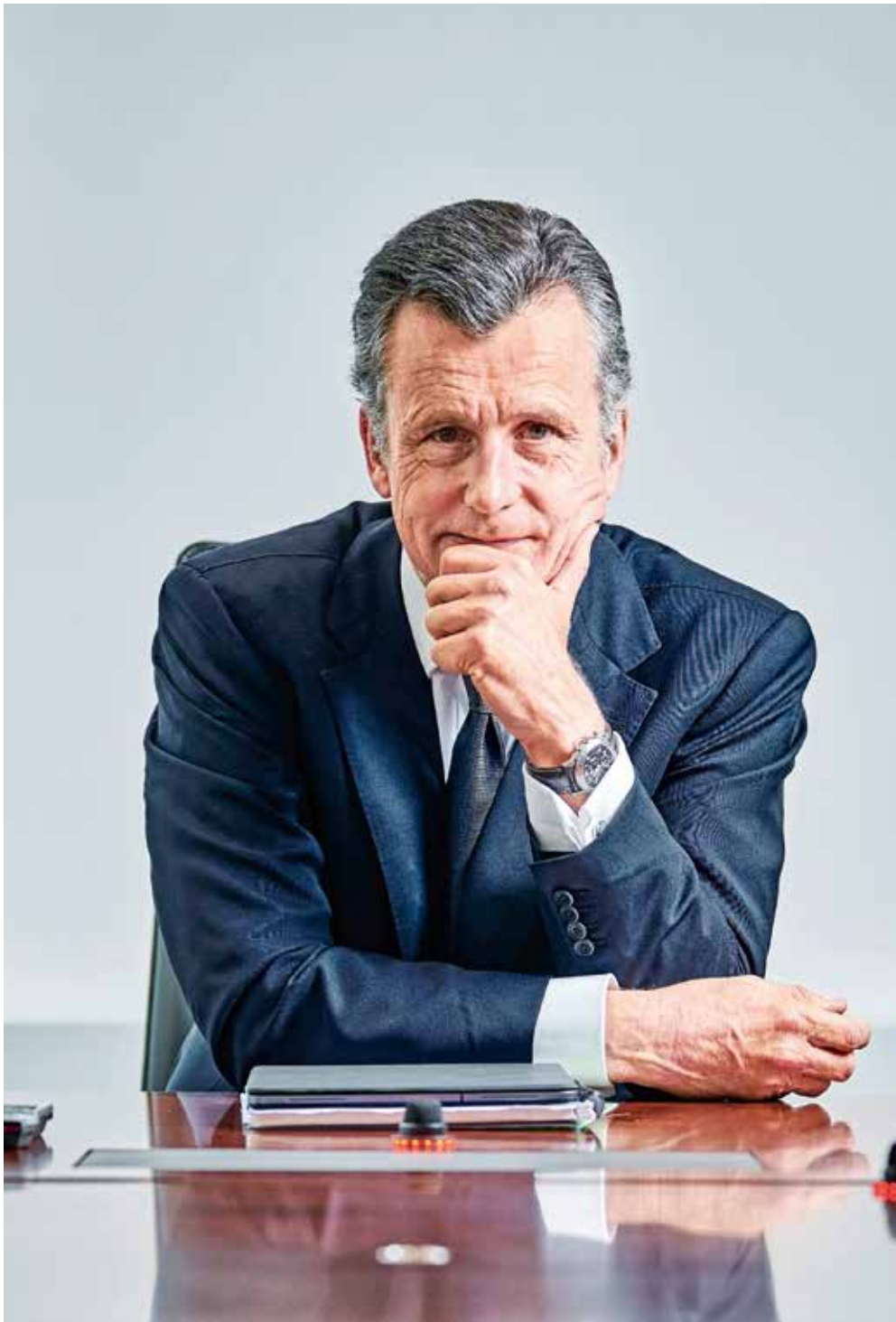
Im Wirtschaftsdepartement gab es dem Vernehmen nach zwar zuerst auch Bedenken wegen Hildebrands Rolle als Präsident des Nationalbank-Direktoriums und seines Abgangs vor neun Jahren. Am 9. Januar 2012 war er von diesem Posten zurückgetreten, nachdem mit ihm verbundene private Währungstransaktionen seiner Ehefrau diesen Schritt nötig gemacht hatten. Im Departement Parmelin sei man, so ist zu vernehmen, trotz diesem Ereignis zum Schluss gekommen, Hildebrand sei für die Bewerbung um die Generalsekretär-Nachfolge der am besten qualifizierte Kandidat. Verschiedene Untersuchungen etwa der Eidgenössischen Finanzkontrolle und der KPMG hätten bestätigt, dass Hildebrand damals gegen keinerlei Regelungen oder Vorschriften verstossen habe.

Und wie sieht man im Departement Hildebrands Verbindung mit der Chefin eines milliardenschweren Rohstoffimperiums? Fragen zur Eignung eines Kandidaten für diesen Posten würden von den 37 Mitgliedsstaaten der OECD im zuständigen Gremium diskutiert und beantwortet, heisst es. Es sei zudem allen bekannt, dass Hildebrand mit Margarita Louis-Dreyfus verheiratet sei.

Dass sich jetzt ausgerechnet die beiden SVP-Bundesräte Parmelin und Maurer hinter seine Kandidatur stellen, ist eine Art Ironie des Schicksals. Die SVP hatte damals, 2012, Hildebrands Entlassung verlangt, nun ist das Bild ein anderes: Ein von Hildebrand über Twitter verbreitetes Foto zeigt ihn flankiert von Parmelin und Maurer, die ihn fast anstrahlen. Wirkt wie Harmonie. Tatsächlich wurde die SVP von Hildebrands Kandidatur aber ebenso überrascht wie die übrige Schweiz. Man habe das alles auch aus der Presse erfahren.

Einige vermuten, dass die Idee Hildebrand von der Chefin des Staatssekretariats für Wirtschaft (Seco), Marie-Gabrielle Ineichen-Fleisch, eingebracht wurde. Beide stehen dem Freisinn nahe, sie kennen sich auch von gemeinsamen Auftritten. Es war auch nicht der erste Versuch Hildebrands, an die Spitze einer grossen internationalen Organisation zu gelangen. Ende 2011





Er denkt an die Welt: Sozialwissenschaftler Hildebrand.

kandidierte er als Nationalbank-Präsident für den Vorsitz des Finanzstabilitätsrats, des Financial Stability Board (FSB), das zwei Jahre zuvor von den G-20 gegründet worden war, um auf globaler Ebene die Arbeit der nationalen Finanzregulierer zu koordinieren. Hildebrand, von der offiziellen Schweiz unterstützt, hatte intakte Wahlchancen, wurde aber Anfang 2012 durch das Ausscheiden bei der Nationalbank aus dem Rennen geworfen.

Was bedeutet die OECD eigentlich für die Schweiz? Das Land ist Gründungsmitglied, 1961 richteten die Industrieländer die OECD als eine Art Think-Tank ein, um gemeinsam Fragen der Wirtschaftsentwicklung und des Wiederaufbaus

in der Nachkriegszeit zu behandeln. Lange profilierte sich die Organisation vor allem mit Erfahrungsaustausch, Analysen und Datenaufbereitung, bei Entscheiden galt Einstimmigkeit – bis sie sich immer mehr an die G-7 und dann die G-20 hielt und zunehmend zur Kampfmaschine der Hochsteuerländer umgepolt wurde. Der erste grosse Angriff auf den internationalen Steuerwettbewerb und günstige Steuerstandorte kam Ende der neunziger Jahre, vor allem auch auf die Schweiz.

Die Analyseabteilung der OECD gibt es noch, aber wenn der Bundesrat im Zusammenhang mit Hildebrands Kandidatur sagt, für die

Schweiz sei die OECD «eine zuverlässige Quelle für Wirtschaftsanalysen sowie eine Plattform für den Austausch über staatliche Massnahmen für die Expertinnen und Experten der Bundesverwaltung wie auch für akademische Kreise», dann ist das Nostalgie.

Generalsekretär Gurrías Linie ist klar: «Vom Think-Tank zum Do-Tank.» Es dominieren G-20-Kampagnen zum Umkrempeln des weltweiten Steuersystems und zum Pushen von internationalen Regulierungen zu Arbeit, Umwelt und Sozialem. Kurz: Die OECD ist eine Fabrik für internationales Soft Law, das sich in die Mitgliedsländer ausbreitet. Die Schweiz hat schon vieles eingesteckt, gab dem Druck nach bei der Abschaffung des Bankkundengeheimnisses für Ausländer, beim automatischen Informationsaustausch, beim Abschaffen von Steuerregeln für ausländische Firmen.

Grüne Investitionen

Die weltweite Harmonisierungsstrategie von OECD und G-20 soll die Erosion der Steuerbasis in den Hochsteuerländern aufhalten und den Firmen mehr vorschreiben, wie viel Gewinn sie in welchem Land versteuern müssen oder dürfen sowie mehr Offenlegung von Geschäftszahlen erzwingen. Nun ist eine zweite Angriffswelle unterwegs, die auf die Digitalsteuern und die Besteuerung im Verkaufsland sowie auf Mindeststeuern abzielt. Die Schweizer hoffen, es treffe sie nicht zu brutal. Daneben kommen Klimoffensiven zum Laufen, um die Firmen zu grünen Investitionen und zum Ausstieg aus dem Erdöl zu drängen.

Hildebrand ist diese Welt der internationalen Regulierung vertraut, nicht nur aus seiner Nationalbank-Zeit, sondern auch heute als Vizepräsident beim weltweit tonangebenden Vermögensmanager Blackrock, der 7,4 Billionen Dollar Vermögen verwaltet. Da macht man Klimaschutz und grünes Investieren zu Hauptthemen. Das Ziel Netto-null-Emissionen bis 2050 ist die Hauptorientierung. EU und OECD teilen Firmen und Investitionen mit ellenlangen Listen ein in «grün», «weniger grün», «gar nicht gut», und die neue grüne Finanzregulierung soll dafür sorgen, dass die Schlechten bestraft werden.

Auf seiner Bewerbungs-Homepage und in seiner Broschüre zeigt sich Hildebrand im Wald, in der Natur, und neben dem Bild schreibt er, was ihn als OECD-Kandidaten umtreibe: die Mitgliedsländer dazu zu bringen, einen gerechten Übergang zur Netto-null-Wirtschaft 2050 durchzuziehen, die wachsenden Spannungen der wirtschaftlichen und sozialen Ungleichheit zu korrigieren und überhaupt die Kooperation in der Organisation und in der Welt zu verbessern. Und immer wieder kommt er auf die Nachhaltigkeitsziele 2030 der Uno, auf die Pflicht aller Firmen und Menschen zu deren Umsetzung zu sprechen. Er denkt an die Welt, nicht an die Schweiz.

Beliebter als Apple

Charli D'Amelio wurde in den sozialen Medien über Nacht zum Star. Das sagt viel über die Jugendkultur unserer Tage aus.

Anton Beck

Was wäre die Jugend ohne Rebellion? Häuser besetzen, Barrikaden stürmen, illegales Zeug schlucken oder nächtelang rumlungern. So war das bisher.

Nur gibt es das unausgesprochene Gesetz in der Jugendkultur, dass man nicht einfach das kopieren kann, was es schon mal gab. Wie die 68er wieder im Kreis sitzen und einen Joint rumreichen geht daher nicht. Auch nicht, wie in den Neunzigern von Party zu Party zu hüpfen, als wäre man Statist in einem amerikanischen College-Film.

Das neue «cool» heisst «ambitioniert». Im Jahr 2021 Jugendkultur zu leben, bedeutet, sich als Business-Person darzustellen, mit Zahlen und Leistungen zu jonglieren – im Hoodie, versteht sich. Schnöselige, koksende Banker mit Pickeln, das gab es in den Achtzigern schon.

Zwei Milliarden Likes

Und da kommt Tiktok ins Spiel. Die App vereint nämlich Geschäftssinn mit Blödelei und ruft bei Erwachsenen die von den Jugendlichen so ersehnten Fragen hervor: «Was, mit so was kann man Geld verdienen? So was willst du beruflich machen?»

Charli D'Amelio macht so was beruflich. Als Talkshow-Host Jimmy Fallon die Sechzehnjährige fragte, was man sich denn darunter genau vorstellen müsse, meint D'Amelio mit hin und wieder schüchternen Pausen: «Na ja, Tiktok ist eine sehr kreative App, die man nicht so leicht kategorisieren kann. Das sind 15 bis 60 Sekunden lange Videos, in denen man eigentlich tut, was man will. Manchmal vlogge ich, meistens tanze ich. Viele machen Comedy, es gibt da viel Kunst.»

Fallon nickt das so ab und nennt dann ein paar Zahlen. In weniger als einem Jahr habe sie fast 35 Millionen Follower auf Tiktok bekommen. Und über zwei Milliarden Likes.

Mittlerweile sind es sogar 108 Millionen Follower. Davon können Popstars, Politiker und selbst gefestigte Weltkonzerne nur träumen.

Zumal sich D'Amelios Reichweite nicht nur auf Tiktok beschränkt.

Zum Vergleich: Robbie Williams' Instagram-Account hat 2,4 Millionen Follower, Joe Biden kommt auf 18,3 Millionen (fast gleich viele wie Jimmy Fallon), Apple schafft sogar 25,1 Millionen. Charli D'Amelio: 37,5 Millionen.

Aber wieso? Sie macht keine Alben, regiert kein Land und bringt auch keine Smartphones unter die Leute. D'Amelio sticht auf den ersten



Der Schlüssel ihres Erfolgs heisst Zufall: D'Amelio.

Blick auch kaum heraus. Mit ihren meist weissen Blümchen-Tops, dem naturschwarzen Haar und den Jeans sieht sie vielmehr so aus, wie man sich eine etwas scheue Sechzehnjährige vorstellt. Das Argument, dass Jugendliche sich genau deshalb mit ihr identifizieren können, greift da aber womöglich etwas zu kurz, denn Tiktoker wie D'Amelio, die sich recht durchschnittlich präsentieren, gibt es viele.

Der Schlüssel ihres Erfolges heisst Zufall. Dass ausgerechnet sie das Epizentrum des Tik-

tok-Universums ist, verrät nämlich mehr über Tiktok als über Charli D'Amelio. Ein x-beliebige Tanzvideo oder das Nachsingen irgendeines Songs kann innerhalb von Stunden zu einem viralen Trend werden, ohne dass sich nachvollziehen liesse, weshalb oder wie das genau geschehen konnte.

Klar, D'Amelio, die nach eigener Aussage schon als Kind tanzte, beherrscht die Schritte, aber revolutionär oder gar staatsballetttragend sind ihre Moves nicht. Auch D'Amelio selbst schien, wie sie sagte, von ihrem Erfolg daher selbst völlig überrascht – zunächst zumindest. Mittlerweile weiss sie das Ganze geschickt zu nutzen. Mit ihrer Schwester Dixie, die sich als Poprocksängerin einen Namen zu machen versucht, hat sie einen Podcast, und auch Charli networkt in der Musikindustrie.

Sehr skandalscheu

Nach und nach rückt D'Amelios Familie ins Rampenlicht. Es sind bereits Vergleiche wie «die neuen Kardashians» zu hören. Aber Kardashians aus Connecticut? Auch wenn Marc D'Amelio, Charli's Vater, sich auf Instagram als «CEO of the D'Amelio Family» beschreibt und die Eltern durchaus ein Händchen für das Management der Tochter haben, wirkt die ganze Truppe zu nett, zu perfekt und bieder für den Vergleich.

Was «The D'Amelio Show», die für dieses Jahr angekündigt wurde, also bieten wird, bleibt offen – denn anders als bei den Kardashians gibt es bei

den D'Amelios den nicht zu übersehenden Umstand, dass die beiden Töchter bisher sehr skandalscheu sind (ganz im Gegensatz zu der aus China stammenden Plattform Tiktok).

Auch von allzu viel Körperbetontheit nehmen die beiden Abstand. So als würden sie genaustens wissen, was sie tun, so als würden sie nichts mehr dem Zufall überlassen wollen. Das ist eine berechtigte Strategie, auch wenn sie allem widerspricht, was Charli D'Amelios Ruhm auszumachen scheint.

Rückschritt in den Feudalismus

Dass es auch in der digitalen Welt eine Identität braucht, steht ausser Frage. Völlig falsch ist jedoch der Vorschlag, dass Private solche E-IDs ausstellen sollen.

Jacqueline Badran

Politik ist die Kunst der Gestaltung des Ordnungsrahmens unserer Lebensbedingungen. Im Feudalismus sagte uns der Adel, wie wir zu leben hatten. Er verlangte von der (bäuerlichen) Bevölkerung einen Zehntel der Ernte, den «Zehnten». Die bürgerliche Revolution unter den Idealen Freiheit, Gleichheit und Solidarität brachte uns den demokratischen Rechtsstaat, der (theoretisch) dem Gemeinwohl verpflichtet ist. Und die Befreiung von der Abgabe des Zehnten an die Adelligen.

Wir dürfen also bestimmen, was Privatsache ist und welche Aufgaben wir als Gemeinschaft übernehmen beziehungsweise dem Staat übertragen. Die Libertären unter uns setzen auf einen Minimalstaat: nur das absolut Hoheitliche wie Militär, Polizei, Gerichte oder eben der Nachweis der Identität der Bürgerinnen und Bürger sowie die Herausgabe der entsprechenden Dokumente (also offizielle Ausweise, Pass, Identitätskarte). Die Neoliberal- und Wirtschaftsorientierten würden alle Leistungen hinzufügen, die ein natürliches Monopol bilden: Wasser, Post, Bahn, Strassen, Strominfrastruktur. Die Demokratieorientierten würden zudem Leistungen wie etwa den Betrieb von Schulen und Spitälern der Gemeinschaft übertragen, von denen sie überzeugt sind, dass jeder ein Anrecht darauf hat.

Nutzlose Doppelspurigkeit

Die Klammer um diese Konzepte ist, dass Güter und Dienstleistungen, die in modernen Zivilisationen alle beziehen müssen – wo also Konsumzwang herrscht –, von der Gemeinschaft zu kostendeckenden Gebühren allen zugänglich gemacht werden müssen. Wir glauben daran, dass alle Grundgüter und Dienstleistungen denen gehören sollten, die sie nutzen müssen und davon abhängig sind. Es ist so, wie wir das in der Schweiz (noch) organisiert haben. Und wir sind nicht nur stolz darauf, sondern auch noch äusserst erfolgreich damit. Doch bei der Herausgabe und dem Vertrieb eines elektronischen Ausweises (Identität in der digitalen Welt, E-ID) soll das plötzlich nicht mehr gelten?



«Noch mehr Bürokratie»: Nationalrätin Badran.

Wieso sollten wir eine so eindeutig hoheitliche Aufgabe an Private übertragen? Ein Vorteil für den Kunden wäre denkbar, wenn ein echter Wettbewerb entstünde. Doch bei der Identifizierung handelt es sich um ein natürliches Monopol. Nach dem Prinzip «Der Gewinner (meist der Grösste) nimmt alles» – so wie bei Google und Facebook – würde bald ein Anbieter den Markt beherrschen. Und selbst wenn ein paar grosse Konzerne den Kuchen unter sich aufteilen würden, entstünde keine Konkurrenz – ganz einfach deshalb, weil es bei einem derart standardisierten Vorgang keinen Mehrwert gibt, mit dem man Kunden anwerben und einen Konkurrenten übertrumpfen könnte.

Die Privatisierung ist schon deshalb unsinnig, weil der Staat ohnehin beim Bundesamt für Polizei eine Einwohnenden-Datenbank aufbauen muss, mit der die Identität bei jedem einzelnen Gebrauch der E-ID bestätigt werden muss. Nur die Speicherung und die Verwendung unserer persönlichen Daten lägen bei einem Privatunternehmen. Für diese nutzlose Doppelspurigkeit muss der Bund erst noch eine neue Kontrollbehörde gegen Datenmissbrauch schaffen, die Eidcom. Also noch mehr Bürokratie.

Die E-ID ist nützlich etwa beim Online-Einkauf, bei der Online-Steuererklärung oder wenn wir künftig unsere Gesundheitsdaten

abfragen. Doch es ist nicht einsehbar, warum bei jeder Identifizierung auch noch ein kommerzieller Konzern mitkassieren soll und dazu noch die Möglichkeit erhält, unsere persönlichen Daten zu veredeln. Gewiss, eine E-ID bedarf einer speziellen Technologie. Doch diese haben auch Konzerne nicht auf Lager, sie kaufen sie bei IT-Experten ein. Und genau das kann auch der Bund tun. Das «Ländle» Liechtenstein hat das geschafft – wieso in aller Welt sollte das die Eidgenossenschaft nicht können?

Wichtiges Nein

Es ist bedenklich, dass bürgerliche Kräfte den Lobbyisten auf den Leim gegangen sind und einem solchen ordnungspolitischen Sündenfall zustimmen. Die aktuelle Vorlage zur E-ID ist so ziemlich die dümmste, die Bundesbern je geschaffen hat. Es ist ein Rückfall in den Feudalismus insofern, als eine hoheitliche Aufgabe, die Kontrolle über unsere persönlichen Daten, einem modernen Landvogt übertragen wird und wir einen modernen «Zehnten» abzugeben haben. Das ist etwa so, als würde man das Wasser privatisieren. Jedes Mal, wenn wir den Wasserhahn aufdrehen, müssten wir einem Wasservogt noch eine Zusatzgebühr entrichten, ohne dass für uns als (Zwangs-)Konsumenten irgendein Vorteil daraus resultiert.

Damit es klar ist: Es geht nicht um die Frage, ob wir für eine elektronische Identität sind oder dagegen. Eine eindeutige Identität ist in der digitalen Welt – analog zu einem Pass oder einer Identitätskarte – längst fällig. Die einzige Frage, die sich stellt, ist: Wer soll die Herausgabe des elektronischen Ausweises übernehmen? Wer soll die Kontrolle über unsere persönlichen Daten haben? Und wie viel wollen wir dafür bezahlen? Und da ist die Antwort eindeutig: Das ist eine hoheitliche Gemeinschaftsaufgabe. Punkt. Deshalb gehört die Vorlage zur E-ID am 7. März wuchtig abgelehnt mit der Aufforderung, dass Bundesrat und Parlament schleunigst ihren Job richtig machen.

Jacqueline Badran ist Unternehmerin im digitalen Bereich und Nationalrätin (SP/ZH).

Frankreich wehrt sich gegen Cancel Culture

Die *New York Times* befeuert den transatlantischen Kulturkampf und knöpft sich Frankreich vor. Die Grande Nation mobilisiert den Widerstand gegen die amerikanische *Wokeness*.

Jürg Altwegg

Auch den französischen Medien war die Szene nicht entgangen. Am Tag vor dem Sturm auf das Kapitol hatte der Methodistenpfarrer und demokratische Abgeordnete Emanuel Cleaver sein Gebet zur Eröffnung des Repräsentantenhauses mit «Amen and Awomen» beendet. In seiner neuen Hausordnung will die Kammer Wörter wie «Vater», «Mutter», «Sohn» und «Tochter» ausmerzen, durch geschlechtsneutrale Begriffe wie «Eltern» (eins und zwei), «Kinder», «Geschwister» ersetzen und auch noch die Pronomen verändern. «Dass die Gendersprache zu den ersten Prioritäten des Parlaments gehört, zeugt vom Einfluss der *woke*-Kultur auf die Regierung», kommentierte der Pariser *Figaro* in einem Leitartikel: «Die Identitäten sind die Religion der amerikanischen Linken. Und in Frankreich?»

Die Gallier kämpften manchmal mit etwas hinterwäldlerischen Methoden – Quoten, Verboten und Subventionen – gegen die Globalisierung und die Vorherrschaft der englischen Sprache. Antiamerikanisch waren de Gaulle und die Kommunisten. Chirac führte den Feldzug gegen den Einmarsch im Irak an. Unter seinem Vorgänger Mitterrand hatte der legendäre Kulturminister Jack Lang Europa und die Dritte Welt zum Kampf gegen die «Coca-Kolonialisierung der Köpfe» aufgerufen.

Exil für Klimaforscher

Zu Beginn seiner Amtszeit war Emmanuel Macron der amerikanischste Präsident der Fünften Republik. Mit einer Aura, die an Kennedy erinnerte. Macron war die Antwort Europas auf die Populisten und Donald Trump. Den amerikanischen Klimaforschern bot er das Exil in Paris an.

Nach Trumps Einzug ins Weisse Haus drehten sich die Debatten um den Einfluss der *nouvelle droite* auf Alt-Right, die «Alternative Rechte»: eine US-amerikanische rechts-konservative politische Ideologie. Vom neurechten Chefideologen Alain de Benoist hatte sich Steve Bannon inspirieren lassen. Er lud Marion Maréchal-Le Pen ein und bekannte sich als begeisterter Leser von Jean Raspails Roman «Le Camp des Saints»



«Gefahr einer Sezession»: Präsident Macron.

(«Das Heerlager der Heiligen»). Bannon wollte die EU aushebeln und in den europäischen Nationen die Populisten an die Macht bringen. Er kam zum Parteitag des *Rassemblement national* von Marine Le Pen, die im TV-Duell gegen Macron Schiffbruch erlitten hatte.

Kaum ist Donald Trump von der Macht vertrieben, geht der transatlantische Kulturkampf wieder los. Er entzündet sich an einem Artikel der *New York Times*, die «schwarz» nur noch grosschreibt und aus Rücksicht auf die Minderheiten keine Karikaturen mehr veröffentlicht, und manifestiert sich als anti-französischer Kreuzzug. In einem letzte Woche veröffentlichten Artikel thematisiert die Zeitung die Angst der Franzosen vor der *cancel culture*. Emmanuel Macron, so die NYT, empfinde die «fortschrittlichen amerikanischen Ideen» und geisteswissenschaftlichen Theorien als «Bedrohung». Für gefährlich halte er die Studien zu «Rasse, Gender und Postkolonialismus». Der Titel zielt auf das Herz der laizistischen Republik: «Bedrohen die

amerikanischen Ideen den französischen Zusammenhalt?»

Die *New York Times* zitiert Marine Le Pen, die gegen die Pläne des neuen Intendanten der Pariser Oper protestierte: Der Deutsche Alexander Neef habe in Kanada zehn Jahre lang nordamerikanischen Multikulturalismus «aufgesogen». Tatsächlich will Neef mehr «Diversität». Er hat die Säuberung des klassischen Repertoires versprochen und die Frage aufgeworfen, ob man «Schwanensee» (im Stück verkörpert der schwarze Schwan das Dunkle und Verführerische) tatsächlich noch aufführen könne.

Als linksextreme Verteidiger des französischen Modells führt der NYT-Korrespondent Norimitsu Onishi die beiden «geisteswissenschaftlichen Veteranen» Stéphane Beaud und Gérard Noiriel ins Feld. Sie beklagen, dass der Rassenkampf den Klassenkampf abgelöst habe.

Der Kronzeuge der NYT ist Eric Fassin, Soziologe auf dem weiten Feld von Gender und Rasse. Sein Name fehlt unter keiner Petition gegen Dis-

kriminierungen. «Die Attacken gegen die amerikanischen Universitäten werden von männlichen weissen Intellektuellen geführt», hat er Korrespondent Onishi gesagt. Und erzählt, dass er als Verräter bezeichnet und mit Todesdrohungen eingedeckt werde. Frankreich fürchte sich vor dem Aufkommen von «jungen – auch schwarzen und muslimischen – Intellektuellen». Fassin bezeichnet sie als «American boogeyman», als amerikanischen Kinderschreck, der die Grande Nation erzittern lasse.

Stimmung gegen Intellektuelle?

Doch die Republik erzittert nicht ohne Grund. Die «Black Lives Matter»-Demonstrationen, die auf Frankreich überschwappten, waren von gewalttätigen Ausschreitungen begleitet. Sie mündeten in einen Bildersturm auf Denkmäler mit einem Bezug zum Sklavenhandel. Im Juni thematisierte Präsident Macron die «Gefahr einer Sezession». An der «Ethnisierung der sozialen Konflikte» seien die geisteswissenschaftlichen Fakultäten «schuld».

«Macron schürt die Stimmung gegen die Intellektuellen», hielt Eric Fassin damals entgegen: «Für den Präsidenten sind nicht die ras-

Kaum ist Trump von der Macht vertrieben, geht es wieder los.

sistischen Gewohnheiten bis ins Herz der Institutionen der Republik das dringliche Problem, sondern jene, die sie anprangern.»

Sommer und Herbst 2020 waren von einer Radikalisierung der Diskurse und einer Verrohung der Gesellschaft geprägt. Alice Coffin, die «kriegerische Feministin» (Elisabeth Badinter) im Pariser Stadtparlament, forderte die Frauen auf, lesbisch zu werden und die Männer zu «eliminieren» – zunächst aus der Kultur. Wochenlang debattierte Frankreich über seine «Verwilderung». Der Begriff geht wie jener der «négritude» auf den frankofonen antikolonialistischen Schriftsteller Aimé Césaire zurück. Die neuen Schlagworte vom «systemischen Rassismus» wie dem «white privilege» aber kamen aus der amerikanischen woke-Kultur nach Frankreich.

Die erste Schlagzeile der *New York Times* zur Enthauptung des Lehrers Samuel Paty erweckte den Eindruck einer Überreaktion der Polizei, die den Täter erschossen hatte. Macron rief den Medienredaktor der Zeitung an, um den Amerikanern die Bedeutung der Karikatur als Gradmesser der Meinungsfreiheit zu erklären. Für die NYT schien der Umgang mit den Muslimen und ihre Verletzung durch die Karikaturen den Terrorismus fast schon zu rechtfertigen. Norimitsu Onishi zitiert in seinem Artikel den «Experten für Islamophobie», Abdellali Hajjat. Frankreich verneine die Realität der «Islamophobie» wie kein anderes Land auf der Welt.

Der Philosoph Pascal Bruckner hingegen hält den Begriff für eine Ausgeburt der islamistischen Propaganda.

Hajjat hat Frankreich verlassen und lehrt inzwischen in Brüssel, wo die «akademische Freiheit grösser ist». Von diesem Befund aus geht es im Artikel direkt zu Unterrichtsminister Jean-Michel Blanquer, der im Auftrag Macrons zusammen mit «hochprofilierten Intellektuellen und Journalisten» die Abwehrschlacht gegen woke führe. Nach der Ermordung Patys habe Blanquer die «Universitäten unter amerikanischem Einfluss» der geistigen Komplizenschaft mit den Terroristen bezichtigt. «Hundert prominente Professoren» unterstützen ihn – auch der renommierte Islamexperte Gilles Kepel.

Besser gefallen hatte der *New York Times* im Dezember der Abbruch des Spiels zwischen PSG Paris und Basaksehir Istanbul: «Ein grosser Schritt für den Fussball», lobte sie – ein Satz, der an die Mondlandung erinnert.

Die NYT verschweigt, wie stark die *cancel culture* Frankreich schon im Griff hat. Die im Sommer verschmierte Voltaire-Skulptur bleibt im Depot – sie könnte Islamisten und Befürworter des Dekolonialismus gleichermassen provozieren. *Le Monde* hat sich für eine geniale Karikatur entschuldigt, in der Pinguine mit Bezug auf einen Missbrauchsskandal über Inzest reden; der Zeichner Xavier Gorce verliess das Blatt. Der Philosoph Alain Finkielkraut ist von TF1, Europas grösstem Privatsender, rausgeschmissen worden.

Doch der intellektuelle Terror an den Universitäten und Eliteschulen beschäftigt inzwischen auch das Parlament. Wissenschaftler haben eine Beobachtungsstelle eingerichtet.



Die Attacke aus Amerika wird den französischen Widerstand beflügeln. *Le Monde* wirft der NYT vor, die Realität der Zensur im eigenen Land auszublenden, und zitiert die Kommentare im Internet: Amerikanische Leser appellieren an die Franzosen, der woke-Ideologie ja nicht zu erliegen, «sie hat bereits die Vereinigten Staaten zerstört».

«Moralischer Irrtum»

Der *Figaro* hat den in Paris lebenden amerikanischen Schriftsteller Thomas Chatterton Williams interviewt: «Woke ist ein moralischer und philosophischer Irrtum.» Chatterton wählte Joe Biden, weil Trump die Bewegung «mimetisch verstärkte». Inzwischen ist er sehr viel pessimistischer. Biden sei nicht in der Lage, den «woke-Wahn» einzudämmen. Der Marsch der Trumpisten auf das Kapitol werde dem Delirium ein Jahrzehnt lang als Alibi dienen: «Die Büchse der Pandora ist offen.» Amen? Awomen?

FOKUSKMU

Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

Fitness und Ernährung im Lockdown

Ab Montag, 22. Februar, täglich um 17.25 Uhr auf



und ab Montag, 1. März, täglich um 17.25 Uhr auf

TELE Z



und unter:
www.fokus-kmu.tv



INSIDE WASHINGTON

Totengräber von New York

«Verdammt Bockmist!» Der demokratische Abgeordnete des Staates New York, Ron Kim, ist stinksauer. Nachdem er einen Onkel durch das Coronavirus verloren hat, wirft der Politiker aus Queens seinem Parteikollegen Gouverneur Andrew «Love Gov» Cuomo vor, dass er seinen katastrophalen Umgang mit New Yorks Pflegeheimen vertuschen wolle. Während Florida sich darauf konzentrierte, seine älteren Menschen zu schützen, die 21 Prozent der Bevölkerung des Sonnenstaates ausmachen, befahl Cuomo den Pflegeheimen, Covid-infizierte Patienten aufzunehmen. Das Ergebnis war der Tod Tausender älterer New Yorker – eine Katastrophe, die ebenso vorhersehbar wie entsetzlich war.

Aus Angst vor einer bundesstaatlichen Untersuchung verheimlichte der «König von New York», wie ihn der *New Yorker* titulierte, das wahre Ausmass des Gemetzels. Was sagte Cuomo einst hämisch über Präsident Donald Trump? «Die Lügen sind entlarvt. Die Inkompetenz ist aufgedeckt. Es ist wie Ebbe im Ozean [...] Es gibt keinen Zweifel daran, was unter dem Wasser lag.» Nun ist Cuomo selbst am Ertrinken, überflutet von einer überparteilichen Koalition, die fordert, dass ihm seine Notstands-befugnisse entzogen werden.

Letztes Jahr noch war Cuomo hoch im Kurs. Hollywood war in Ekstase über die neuentdeckte «Cuomosexualität», die angeblich unwiderstehliche sexuelle Anziehungskraft des Gouverneurs. Er wurde mit einem Emmy für «meisterhafte» Covid-19-Briefings geehrt. Die Medien feierten jedes seiner Worte als scharfe Zurechtweisung des verhassten Trump. Jetzt steht der König nackt in der Öffentlichkeit mit Tausenden von vermeidbaren Todesfällen, die ihm von Freunden und Feinden gleichermaßen angelastet werden – er erntet allseits geteilte Antipathie, die man in diesen Zeiten der Spaltung als geballte «Einheit» bezeichnen könnte.

Amy Holmes

Forschung soll frei sein

Das schweizerische Wissenschaftssystem ist mit Institutionen überladen. Man müsste es ausdünnen.

Rudolf Walser

Im Jahr 2020 prognostizierten der Präsident des ETH-Rats und die beiden Präsidenten der ETH Zürich und der ETH Lausanne, dass die Corona-Krise die Wissenschaftswelt nachhaltig verändern werde (NZZ 17. 4. 2020). Als Zeichen dafür sahen sie die kurz zuvor eingesetzte Swiss National Covid-19 Science Task Force unter Führung des Nationalfonds zur Beratung von Bund und Kantonen. Hinzu kamen seither die Sonderausschreibung «Coronaviren» des Nationalfonds als neues Förderungsinstrument komplementär zum Nationalen Forschungsprogramm (NFP) 79 «Covid-19» sowie zwei neue Förderinitiativen von Innosuisse mit Blick auf das Coronavirus («Innovationskraft Schweiz» und «Flagship Initiative»). Ist das nun das neue wissenschaftliche Zeitalter, oder wird die bisherige Wissenschaftsbürokratie unter neuem Namen fortgesetzt?

Komplizierte Zusammenarbeit

Die Spitzenvertreter der ETH präzisierten in ihrem Beitrag nicht, worin das Neue bestehen soll, sondern begnügten sich mit einigen Gemeinplätzen: Die Forschung kann nicht von der Politik vorgegeben oder gelenkt werden, die Zusammenarbeit ist zu intensivieren, und der Dialog zwischen Forschung, Politik und Gesellschaft ist nötig und anzuerkennen. Nicht vorhersehen konnten sie die Spannungen zwischen Mitgliedern der Covid-Task-Force und der Politik. Entweder fühlten sich einzelne Wissenschaftler missverstanden, oder sie sahen in der Politik blosse Erfüllungsgehilfen ihrer Empfehlungen. Man hätte auch gerne erfahren, warum die Zusammenarbeit zwischen Hochschulen und Unternehmen immer noch relativ kompliziert ist. So gilt eine Forschungsprofessur eines Unternehmens bei vielen Fakultäten (Philosophie, Soziologie und Recht) und linken Politikern immer noch fast als Sakrileg.

Mit Blick auf das institutionell schon reichlich überladene schweizerische Wissenschaftssystem muss man sich fragen, ob es tatsächlich an planenden und koordinierenden Gremien sowie Förderungseinrichtungen und -instrumenten mangelt. Interessieren würde vielmehr, welche Gremien überflüssig sind, ihre Aufgaben nicht

erfüllen oder wo sich Funktionen überlappen. So unterstützt der Bund ausserhalb des Hochschulbereichs 31 Forschungseinrichtungen, die vom Schweizerischen Tropen- und Public-Health-Institut und der Stiftung Jean Monnet für Europa über Technologiekompetenzzentren und das Jurassica-Museum bis zur Schweizerischen Friedensstiftung reichen.

«Gegenströmige Einzelgänger»

Der Nationalfonds und Innosuisse kennen mehr als zwanzig Projekte und Instrumente. Auf welche von ihnen könnte mangels Effizienz verzichtet werden (z. B. Cost oder Eureka)? Man fragt sich auch, warum gerade in der angewandten Forschung immer mehr Fragestellungen von der Politik vorgegeben werden (etwa Energieforschung). Weiter ist wohl kaum zu leugnen, dass sowohl in der staatlichen Ressortforschung als auch bei den NFP nur allzu häufig «Advocacy Research» betrieben wird. Es stellt sich auch die Frage, warum gerade bei Corona die nach Forschungsgesetz explizit vorgesehene Früherkennung versagt hat, gab es doch um die Jahrtausendwende das NFP 38 «Entstehungsmechanismen neuartiger Infektionskrankheiten». Auch wenn damals die Forschung in Bezug auf Prionen und HIV-assoziierte Erkrankungen mit Fokus auf Diagnostik und Therapie im Vordergrund stand, hätte man möglicherweise daraus Lehren zur Vorbereitung auf künftige Pandemien ziehen können.

Ernüchterndes Fazit: Es gibt zu viele Berichte und Studien von sogenannten Experten-, Koordinierungs- und Steuerungsgremien. Diese in Auftrag zu geben, ist für die Bürokratie einfacher, als rasch, entschlossen und zielorientiert zu handeln. Trotz wachsendem staatlichen Einfluss gilt in der globalen Wissenschaft glücklicherweise immer noch die Erkenntnis: Der Geist weht, wie er will und wo er will, und die grössten Fortschritte erfolgen auf vielen Wissensgebieten häufig immer noch von genialen und «gegenströmigen Einzelgängern» (Silvio Borner). Die weltweite, freie Wissenschaft ist letztlich immer gescheiter als die Wissenschaftsbürokratie.

Rudolf Walser war Chefökonom von Economiesuisse und anschliessend bei Avenir Suisse tätig.

EINE FRAGE DER MORAL

Eugen Sorg



Die Französische Revolution pflügte vor 230 Jahren nicht nur Frankreich um, sondern veränderte den Lauf der Welt. Der Preis für den Sturz des Ancien Régime war jedoch unermesslich hoch. Die Blutmühle des jakobinischen Tugendterrors löschte das Leben von unzähligen angeblichen «Verrätern» und «Volksfeinden» aus, und die darauffolgenden Kriege forderten Millionen von Toten in ganz Europa. Es brauchte ein Vierteljahrhundert, um auf dem Kontinent wieder Stabilität herzustellen.

Gehorchen solche Epochenumbrüche geschichtlichen Gesetzmässigkeiten? Und kann man die sie begleitenden Katastrophen verhindern, wenn man diese Gesetze kennt?

Die italienische Historikerin Benedetta Craveri hat mit ihrem Buch «The Last Libertines» ein faszinierendes Porträt der Endzeit der französischen Monarchie geschaffen. Anhand von sieben Zeitzeugen lässt sie eine untergegangene Welt lebendig werden. Die Protagonisten sind Angehörige der Aristokratie, meist schon als Kinder soldatisch ausgebildet, später in der Diplomatie tätig, bekannt oder verwandt mit Adelshäusern in ganz Europa, privilegiert, weltläufig und, laut Craveri, charakterisiert durch «erlesene Höflichkeit, elegante Manieren, unerschütterliche Freundlichkeit und Treue zu ihrer aristokratischen Kultur».

Letztere wurde durch strikte Codes geregelt. Als vulgär und ehrlos galt es – vor allem in Anwesenheit von Untertanen –, die Kontrolle über seine Emotionen und Impulse zu verlieren. Als Madame du Barry, nach Madame de Pompadour die letzte Mätresse von Louis XV., von den jakobinischen Blutrichtern aufs Schafott geführt wurde,

habe sie geschrien und gebettelt und getobt. Als Tochter aus einfachem Volk habe sie eben keinen Sinn für aristokratischen Stolz gehabt, gibt Craveri die kühle Reaktion von adligen Zeitgenossen wieder. Ehrevoll verhielt sich hingegen der Herzog von Lauzun, einer von Craveris Protagonisten. Er soll seinem Henker einen Drink angeboten und gemeint haben: «Ihr braucht gewiss Kraft für Euer Gewerbe.»

Strenge und raffinierte Regeln galten auch in der libidinösen Sphäre. Heiraten dienten dynastischen und geschäftlichen Interessen. Liebe und Leidenschaft lebten Männern wie Frauen in ausserehelichen Affären und Liai-

Der Herzog soll seinem Henker einen Drink angeboten haben: «Ihr braucht gewiss Kraft.»

sons aus. Zeitgenössische Tagebücher, intime Memoiren, romantische Korrespondenzen zeugen von einem aristokratischen Kanon, der die Macht der Erotik, das sinnliche Abenteuer, «die Süsse des Lebens» (Talleyrand) feierte und die Verführung zur Kunstform entwickelte.

Bemerkenswert ist, dass Craveris Libertins wie viele ihrer Standesgenossen mit den Ideen der Aufklärung sympathisierten und die Amerikanische Revolution unterstützten. Sie wussten um die desaströse Ökonomie des Feudalstaates, um die Notwendigkeit politischer und moralischer Reformen. Und sie applaudierten, als das Stück «Figaros Hochzeit» von Beaumarchais, eine subversive Verhöhnung der Adelherrschaft, aufgeführt wurde. Doch keiner von ihnen konnte sich vorstellen, dass nur acht Jahre später Louis XVI. unter dem Gejohle des Plebs geköpft, Tausende von Aristokraten

erschlagen, gejagt, ausgeplündert und ihre Kultur für immer verschwinden würde.

Es ging ihnen ähnlich wie im 20. Jahrhundert den Völkern der Sowjetunion oder des Iran. Beide Länder implodierten unerwartet. Ebenso verblüffend verlief deren weitere Entwicklung. Das Sowjetimperium zerfiel relativ unblutig in neue Staaten, darunter viele Demokratien. Der Sturz der persischen Monarchie hingegen wurde zum Geburtshelfer eines archaischen Islam, der die Welt seither mit frommem Terror überzieht.

Die Geschichte folgt keinem Gesetz, keinem höheren Ziel. Sie verläuft chaotisch und gleicht einer Geisterbahnfahrt. Zwar erinnert etwa die Situation in den USA in vielem an die Zustände im revolutionären Frankreich. Die stärkste Volkswirtschaft der Welt lebt auf Pump; durch das soziale Gewebe geht ein tiefer Riss; eine starke neo-jakobinische Bewegung versucht, ermutigt von einer dekadenten Elite, die nationale Geschichte neu zu schreiben und alle Spuren der angeblich zutiefst rassistisch verderbten Verfasstheit des Landes auszumerzen; das Vertrauen in die demokratischen Institutionen ist auf tiefem Niveau; et cetera.

Doch Historie wiederholt sich nicht. Unzählige, nicht berechenbare Faktoren, vorab die Unberechenbarkeit des menschlichen Subjekts selbst, schaffen laufend neue, unbekanntere Ursachen, die ihren Gang bestimmen. Die gute Nachricht: «Niemand ist mächtig genug, die menschliche Geschichte unter Kontrolle zu bringen.» Die schlechte: «Der Preis der Abwesenheit von Kontrolle ist die permanente Möglichkeit von hässlichen Überraschungen» (Theodore Dalrymple).

Für eine Handvoll Stimmzettel

Der Kampf gegen die Verhüllungsinitiative gerät zur Abwehrschlacht gegen die SVP. Selbst für die linksgrünen Feministen sind Frauenrechte plötzlich nicht mehr so wichtig.

Marcel Odermatt

Beim Urnengang über das Verhüllungsverbot verhält es sich wie bei anderen Abstimmungen. Es gibt Argumente für eine Zustimmung, aber auch Gründe für eine Ablehnung. Doch je länger die Debatte dauert, desto lauter, drastischer und ungehaltener attackieren die linken Opponenten des Anliegens die Befürworter. Beim Burka-Begehren gehe es um eine «rassistische Ausgrenzungspolitik einer rechtsextremen Partei», behauptet SP-Nationalrätin Tamara Funicello. Die SVP wolle die «Kontrolle über die Frauen und sie spalten», erklärt die Bernerin und fordert ihre Genossinnen auf, sich mit «ihren muslimischen Schwestern zu solidarisieren».

Auch Jo Lang verliert die Contenance. Der grüne Intellektuelle und Zuger Ex-Nationalrat schimpft auf Twitter: «Ein Ja stärkt – nolens volens – eine der frauenfeindlichsten Parteien Europas.» Der frühere Basler Parlamentarier Rudolf Rechsteiner formuliert es noch expliziter: «Ich stimme mit Nein, weil die Vorlage von SVP-Rassisten kommt.» Eine Botschaft, die von der Zürcher SP-Regierungsrätin Jacqueline Fehr und von Claude Longchamp geliebt wird. Der Politikwissenschaftler interpretierte den TV-Zuschauern von SRF bis im Mai 2017 während vieler Jahre als Experte die Schweizer Staatsführung.

«Flagge des politischen Islam»

Was treibt diese Exponenten zu solchen unversöhnlichen, die Gesellschaft weiter polarisierenden Voten? Die Frage des richtigen Umgangs mit radikalisierten Muslimen stellt seit den Anschlägen 2001 in den USA eine Jahrhundertherausforderung dar. Mehrere Länder wie Dänemark und Österreich führten ein Burkaverbot ein, mit dem Tessin und St. Gallen bereits zwei Schweizer Kantone. Jeder kann die Ansicht vertreten, die Verschleierung habe nichts mit Islamismus zu tun, eine Appeasement-Politik sei intelligenter, und überhaupt, die Schweiz sei eine Insel der Glückseligen, der fundamentalistische Islam sei ein Problem der anderen. Doch weshalb die Rassisten-, Spalter- und Frauenhasser-Keule schwingen?

Teile der Pro-Burka-Fraktion haben sich von der Debatte über die Frage, ob «diese Flagge des politischen Islam» (Feministin Alice Schwarzer) getragen werden darf, verabschiedet. Frauen, die von ihren Männern unter eine Burka oder einen Nikab gezwängt werden, opfern sie auf dem Altar der Machtpolitik. Mit allen Mitteln wollen diese Kreise einen Sieg der schlingernen SVP verhindern.

Grösste Hürde

Einer erklärt offen, weshalb die Linke diese Abstimmung nicht verlieren darf. SP-Fraktionschef Roger Nordmann schreibt in einem Blog: «Nach den Wählerverlusten bei den letzten

«Ich stimme mit Nein, weil die Vorlage von SVP-Rassisten kommt.»

Parlamentswahlen, dem Scheitern ihrer EU-feindlichen Initiative und ihrem Unvermögen, Antworten auf die zentralen Themen wie die Klimawende oder die Bewältigung der Pandemie zu finden, versucht die SVP verzweifelt, wieder Aufmerksamkeit zu gewinnen.»

Die Initiative stelle «reines Politmarketing» dar und einen Versuch, «ihr Image aufzupolieren». Der Nationalrat weiter: «In einer Zeit, in der die Mehrheit der US-Wähler*innen



«Wohl zuviel 'Wer wird Millionär' gesehen?!»

Donald, den Brandstifter, abgewählt haben, darf die Schweizer Stimmbevölkerung nicht naiv in die Falle der SVP tappen.»

Der Waadtländer weiss, wovon er spricht. Im Gegensatz zu den Aktivisten in seiner Partei geht es bei ihm immer um Realpolitik, die Beschaffung von Mehrheiten, darum, die Schweiz nach linken Rezepten umzugestalten.

Das klappte selten besser als in den letzten Jahren. In der Umwelt-, Europa- oder Sozialpolitik: Die Linken feierten wichtige Erfolge. Die Energiestrategie 2050 fand den Zuspruch des Souveräns, der Angriff auf die Personenfreizügigkeit wurde versenkt – und ob Überbrückungsleistungen für ältere Arbeitslose oder die Einführung des Vaterschaftsurlaubs: Der Sozialstaat wird weiter ausgebaut.

Nur eine Partei leistet gegen all das Widerstand: die SVP. Sie bleibt trotz Formtief die grösste Hürde, die die Linke überwinden muss, will diese den EU-Beitritt realisieren, den grünen Umbau vorantreiben, mehr Flüchtlinge aufnehmen und weitere Wohlfahrtsleistungen aufgleisen.

An vorderster Front: Operation Libero

Auch nur ein Mini-Comeback der Volkspartei soll deshalb verhindert werden. Mit einem Triumph am 7. März gewänne die SVP bei einem Thema plötzlich wieder die Deutungshoheit. Sie könnte nach einer Serie von Abstimmungs- und Wahlflops wenigstens einen kleinen Pflock einschlagen. Und das in ihrer Lieblingskonstellation: allein gegen alle.

Der Aufruf von Roger Nordmann, dass die SVP momentan im Politiksystem marginalisiert sei und das so bleiben solle, leuchtet aus linker Optik ein und ist eine Erklärung für die schrillen Voten von Funicello und Co. Oder wie es Tamara Funicello selber ausdrückt: «Gegen rechts – ausnahmslos.»

Den Ernst der Lage erkannten auch die Abwehrkämpfer der Operation Libero. Es liegt in der DNA dieser Organisation, der SVP das Leben schwerzumachen und Abstimmungsniederlagen zuzufügen. Kein Wunder, macht die Gruppe an vorderster Front gegen das Verhüllungs-



«Reines Politmarketing»: Fraktionschef Nordmann, Nationalrätin Funicello (o.), Regierungsrätin Fehr, alt Nationalrat Rechsteiner (u.).

verbot mobil. Die Initiative sei ein Angriff auf die Grundrechte, obwohl der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte ein französisches Gesetz, das Burkas aus dem öffentlichen Raum verbannte, als menschenrechtskonform beurteilt. In einer Kampagne werden Sennen, Nonnen und Fasnächtler mit verhüllten Frauen gleichgesetzt.

Plötzlich viele Väter

Die SVP hat mittlerweile Blut geleckt. Auffallend, wie die Plakatierung in ländlichen Gebieten während der letzten Tage zugenommen hat. Mitinitiant Walter Wobmann bestätigt: «Ja, ich fand noch ein paar Gönner.» Die Parteioberen realisierten offenbar, dass eine Überraschung an der Urne möglich ist. Der Effekt wäre der Gleiche wie beim Minarettverbot. Eine kleine Gruppe von Aussenseitern stösst eine Initiative an. Kommt sie beim Stimmvolk an, hätte der Erfolg plötzlich viele Väter.

Trotz des machtpolitischen Showdowns bleibt ein schaler Nachgeschmack: Eine sachliche Diskussion erscheint immer schwieriger. Genau vor einem Jahr stimmte die Schweiz über die Ausweitung der Anti-Rassismus-Strafnorm ab. Die Diskriminierung homosexueller Menschen sollte verboten werden. Das Stimmvolk nahm

eine entsprechende Gesetzesrevision deutlich an, ausgerechnet gegen den Willen der SVP. Die geltende Rassismus-Strafnorm wurde um den Tatbestand der Diskriminierung aufgrund der sexuellen Orientierung erweitert.

«In den Selbstmord treiben»

Damals unterstrichen SP und Grüne, dass Homophobie keinen Platz in der Gesellschaft habe. Die Forschung zeige ebenso wie die Statistik, «dass gesellschaftlicher Ausschluss Menschen massiv leiden lässt und sogar in den Selbstmord treiben kann», beschwor das Pro-Komitee die Wähler. Und weiter: «Die Meinungsäusserungsfreiheit als eines der zentralen Menschenrechte wird durch die Anti-Rassismus-Strafnorm nicht eingeschränkt.»

Diese Argumente, die durchaus auch auf Burkaträgerinnen angewendet werden könnten, gelten nun plötzlich nicht mehr. Oder anders ausgedrückt: Wenn nur eine Frau – ob Touristin oder Einheimische –, die von einem Mann gezwungen wird, ihr Gesicht zu verbergen, befreit würde, hätte das Anliegen eigentlich schon seinen Zweck erfüllt.

Aber eben: Der Abwehrkampf gegen die SVP heiligt alle Mittel.

Carmen Walker Späh gegen die Burka

Um Karin Keller-Sutter wird es noch einsamer. Das Verhüllungsverbot bekommt jetzt Support von FDP-Regierungsrätin Carmen Walker Späh: «Burka und Nikab sind nicht einfach Kleidungsstücke, sondern Symbole für die Diskriminierung der Frau aufgrund ihres Geschlechts.» Auch wenn es sich nur um wenig betroffene Frauen handeln sollte, widerspräche die Ganzkörperverhüllung der freiheitlichen, liberalen Gesellschaft der Schweiz. «Unsere Grundrechte gelten für alle», fügt die Zürcher Volkswirtschaftsdirektorin an.

Für die freisinnige Bundesrätin Keller-Sutter bedeutet das Votum von Walker Späh ein weiterer Rückschlag in ihrem Werben gegen das Verhüllungsverbot. Die Rechtsanwältin Walker Späh präsidierte von 2010 bis 2017 die FDP-Frauen Schweiz. Eine ihrer Nachfolgerinnen – Ex-Staatsrätin und Nationalrätin Jacqueline de Quattro (Waadt) – unterstützt die Vorlage ebenfalls.

Die Gegner scheinen in der Defensive. Bereits werden erste Schuldzuweisungen laut. Ein Vorwurf richtet sich gegen die Justizministerin. Sie habe sich im Abstimmungskampf zu wenig engagiert, heisst es aus dem linken Lager. Eine Anschuldigung, die definitiv nicht zutreffend ist. Keller-Sutter begründet bei jeder Gelegenheit, warum sie und der Bundesrat das Anliegen ablehnen.

Wahr ist wohl das Gegenteil. Am Anfang versuchten die Neinsager, das Begehren möglichst totzuschweigen und kein Aufsehen zu machen – in der Hoffnung, den Ball so flach halten zu können und die Ausmarchung im Schlafwagen zu gewinnen.

Ihr Problem ist, dass ausserhalb des Anti-SVP-Blocks viel Sympathien für das Geschäft vorhanden sind – gerade im bürgerlichen Lager, wie das Beispiel von Carmen Walker Späh illustriert. Umfragen zeigen, dass mehr als zwei Drittel der CVP- und FDP-Wähler in gut zwei Wochen ein Ja in die Urne legen wollen. Gerade Frauen und Romands sympathisieren mit den Anliegen. Nach der FDP Waadt gab nun zur Überraschung vieler auch die FDP Freiburg bekannt, dem Begehren zuzustimmen.

Das macht das Leben der Initiativgegner – und insbesondere von Keller-Sutter – nicht einfacher, zumal Sachpolitikerinnen wie Walker Späh oder de Quattro vom Verdacht des Populismus oder der Frauenfeindlichkeit frei sind.

Marcel Odermatt

Er leuchtet so hell

Elton John, im Nebenberuf Musiker, brilliert als Satiriker seiner selbst. So konsequent hat sich noch kein Popstar dekonstruiert. Mit voller Absicht.

Jean-Martin Büttner

My name is Elton John», sagt er in die Kamera. «Klingt zu sehr nach Showbiz», heisst es aus dem Off. Beim zweiten Versuch klingt es zu wenig nach Showbiz. Dann sagt er, was er sagen soll: Wie wichtig und sicher es sei, sich gegen Corona impfen zu lassen. «Thanks, we let you know», meinen die Filmer am Schluss. Code für: «You were terrible, now fuck off.» Der Songschreiber, der Millionen Tonträger verkauft hat, geht murmelnd ab.

Schnitt. Michael Caine, der Schauspieler, macht sich an die Aufgabe, an der Elton versagte; er erledigt sie in einem Take. Und Elton John steht am Schluss dieses Sketches, wie so oft in seinem Leben, bodenlos blamiert da. Der Spot der britischen Gesundheitsbehörde wird millionenfach geteilt.

Welcher Superstar liesse so etwas mit sich machen? Könnte man sich Paul McCartney vorstellen, obwohl er Brite ist? David Bowie hätte es sicher gerne getan, wäre aber an seiner Künstlichkeit gescheitert. Liam Gallagher, ex Oasis, würde die Pointe nicht begreifen.

Einkaufsblitzkrieg

Dann also Elton John. Der mit den grotesken Kostümen. Der Trauersänger am Sarg von Diana. Der dickliche Popstar mit Perücke, ein Überlebender aus dem Ancien Régime. Längst hatte man ihn als singende Herrentorte entsorgt – wie die *Taz* ihn einmal nannte –, die aktiv zur «Pavarottisierung des Pop» beigetragen habe. Elton John, der unverdrossen entlang der Trends marschierte – Disco, Rap, Punk, Techno, Trip-Hop, Ambient, Heavy Metal und was er sonst noch an sich vorbeiziehen liess –, war zur Parodie seiner selbst verkommen. Jede seiner Platten klang noch irrelevanter als die zuvor, seine besten Jahre, schon damals auf nervende Weise gefällig, lagen Jahrzehnte zurück.

Dann, vor anderthalb Jahren, veröffentlichte er seine Autobiografie. Er hatte sie Alexis Petridis diktiert, einem Musikjournalisten des

Guardian. Man ahnte Schreckliches. Aber bald wurde klar, was dem Sänger gelungen war: eine aufrichtige Geschichte von sich selber zu erzählen, wie sie in diesem Genre fast nie vorkommt. Vor allem nicht bei einem Popstar, dessen Publikum auf Champagnermelodien abonniert ist.

Das Buch liefert Ehrlichkeit bis zum Drastischen, neurotische Bitterkeit, katastrophale Liebesbeziehungen mit immer neuen



Man ahnte Schreckliches:
Pop-Idol Elton John.

Männern. Einsamkeit, Drogenexzesse, Depressionen. Durchsetzt mit einer Selbstironie, einem Gespür für Humor in den absurdesten Situationen, dermassen schlagfertig formuliert, dass man vor Lachen mehrmals das Buch fallenlässt. Bevor man es, das bleibt unter uns, ein weiteres Mal liest.

Den neuen Film «Rocketman», eine Art biografisches Musical, schaut man sich zweimal an. Hört daheim Elton Johns Hits. Erinnert sich daran, wie brillant seine zwei Auftritte mit Mozartperücke im Zürcher Hallenstadion geraten waren, das war 1983 und «I'm Still Standing» der grandiose neue Hit.

Elton John gibt uns auch nützliche Hinweise. So rät er davon ab, nach einem dreitägigen Kokaingelage auf Einkaufsblitzkrieg zu gehen. Sonst könne es passieren, dass eine australische Stimme einen am Morgen weckt mit der Information, das von einem gekaufte Tram würde von Melbourne nach London verschifft und von dort mit zwei Chinook-Helikoptern in den eigenen Garten geflogen.

«Sie sangen, ich lächelte»

Als er sein Haus renoviert, entscheidet er sich für einen Stil, der bei Innenausstattungen als «Mid-70s Pop Star on Drugs Goes Berserk» bekannt ist. Und als er den seit der Kindheit geliebten, unfähigen Fussballklub Watford kauft, hört er im Stadion die Fans der Gastmannschaft singen: «Beuge dich nicht vor, wenn Elton in der Nähe ist, sonst bekommst du seinen Schwanz in den Arsch.» Eigentlich müsse er eine Brandrede gegen die Homophobie im Fussball halten, schreibt er. «Aber ich fand es lustig. Sie sangen, ich lächelte. Und winkte ihnen zu.»

So geht das sein ganzes Buch weiter, und die grellen Passagen leuchten so hell, weil er uns auch durch die Hölle führt: Armut in der Provinz, einsames, übergewichtiges Kind, kalte, narzisstisch gestörte Mutter, vom Krieg traumatisierter Vater. «Mir braucht kein

Psychiater zu sagen, dass das Besitzen keinen Ersatz bietet für Liebe oder Glück», schreibt der Sohn, «dazu habe ich genug einsame Nächte in Häusern durchlebt, die mit schönen Sachen vollgestellt waren.»

Viel später dann, als der alkoholsüchtige, kokainsüchtige, kaufsüchtige, sexsüchtige Bulimiker seine Krankheiten überwunden hat, gibt er einen Tourneefilm in Auftrag, der alles von ihm zeigen soll – sein Diva-Sein, seinen Narzissmus, seine Wutanfälle. Der Film wird so erfolgreich, dass andere Musiker den Stil kopieren. Aber keiner kommt an ihn heran. Denn sein Name ist Elton John.

Rassismus von links

Verbessert sich die Lage der Wissenschaften in Amerika unter Präsident Biden?
Ich habe meine Zweifel.

Axel Meyer

Vor vier Jahren schrieb ich in der NZZ sinngemäss: Donald Trump interessiere sich nicht nur nicht für Wissenschaft, ja er scheine sogar offen gegen Wissenschaft eingestellt zu sein. Er könnte der erste wirkliche Anti-Wissenschafts-Präsident der USA werden. Seine Sicht auf Wissenschaft generell und Klima und Medizin im Besonderen sei bestenfalls uninformiert und ignorant, schlimmstenfalls gefährlich und destruktiv.

Das Befürchtete wurde leider wahr. Dieser Präsident tat keinem Zweig der Wissenschaften gut.

Nun hat Präsident Joe Biden angekündigt, Eric Lander zum ersten Wissenschaftsminister der amerikanischen Geschichte zu machen. Damit wird der Posten des Wissenschaftsberaters aufgewertet.

Eric Lander ist ein akademischer Superstar, der das Broad Institute of MIT and Harvard in Cambridge, Massachusetts, leitet. Das lässt hoffen, dass wieder mehr Geld in Ausbildung und Forschung fliesst.

Aber die Stimmung in den USA bleibt aggressiv. Bevölkerung und Medien sind gespalten. Man muss schon sehr optimistisch oder blauäugig sein, wenn man ernsthaft glaubt, dass unter Präsident Biden diese Gräben zugeschüttet werden.

Die destruktive Saat von Wissenschaftsfeindlichkeit, Desinformation, Verschwörungstheorien und Fake News ist überall zu spüren. Das Vertrauen in Politik und Wissenschaft ist zerstört.

Existenz von genau zwei Geschlechtern

Leider dürfte Biden die Spaltung des Landes sogar noch vertiefen. Dies hat mit der rassistischen Ideologie von «Insektionalität» zu tun. Diese versteht eine Person nicht als Individuum, sondern als Teil einer Gruppe. Menschen werden Eigenschaften nach Hautfarbe zugeschrieben. Diese Ideologie wird von Biden, eigentlich ein moderater Demokrat, vom linken, sogenannten progressiven Flügel der Demokratischen Partei eingefordert.

Man hätte glauben können, dass dieses Thema hinter uns liegt. Dem ist aber nicht so. Gender Studies, Critical Race Theory und ähnliche pseudowissenschaftliche Ideologien sind nicht nur in den Medien präsent, sondern prägen das Leben zunehmend an amerikanischen Schulen und Universitäten. Zensur, Selbstzensur und *cancel culture* breiten sich aus.

Mit Präsident Biden und insbesondere Vizepräsidentin Kamala Harris dürfte sich diese unheilvolle Entwicklung noch ver-

Trump ist eher Symptom als Ursache. Diese irrationale Stimmung findet sich auch in anderen westlichen Ländern.

stärken, wie die ersten *executive orders* der neuen Administration vermuten lassen. Da ist zum Beispiel die Anordnung, dass Transgender-Menschen im Sport ungefragt bei Frauen mitmachen dürfen.

Niemand will Menschen diskriminieren, die sich nicht mit ihrem biologischen Geschlecht identifizieren. Aber eine solche Sportpolitik schadet Frauen allgemein. Transgender-Frauen haben durch höhere Testosteronkonzentrationen in ihrer Entwicklung und Pubertät einen riesigen und unfairen Wettbewerbsvorteil gegenüber ihren Konkurrentinnen.

Das interessiert die Transgender-Aktivistinnen nicht. Sie verneinen biologische Fakten wie die Existenz von genau zwei Geschlechtern und bekämpfen wissenschaftliche Expertisen zum Thema Geschlechtsbestimmung und -identität. In diesen Kreisen wird rationales, evidenz-basierendes Denken lächerlich gemacht und als transphob verteufelt.

Selbsterstörerische Entwicklung

Die grossen Probleme der Welt wie Klimawandel oder Pandemien brauchen wissenschaftliche Lösungen. Dass Glauben, Meinungen und vermeintlichen Gefühlen in Debatten oder politischen Entscheidungen das gleiche Gewicht gegeben wird wie wissenschaftlichen Erkenntnissen, ist erschreckend.

Es kann nicht sein, dass nicht das Argument einer Person zählt, sondern wieder, wie vor der Aufklärung, deren Hautfarbe, Geschlecht oder Alter. Dies muss sich schleunigst ändern, wenn der aufgeklärte, wissenschaftsbasierte Westen auf der Weltbühne weiterhin etwas zu sagen haben will.

Diese selbstzerstörerische Entwicklung ist nicht Trump zuzuschreiben; er ist eher Symptom als Ursache. Denn eine ähnliche irrationale, antiwissenschaftliche Stimmung findet sich mittlerweile auch in anderen westlichen Ländern, und sie wird unter Biden in den USA wohl noch schlimmer werden.

Hoffentlich liege ich dieses Mal falsch mit meiner Prognose.

Axel Meyer ist Professor für Evolutionsbiologie an der Universität Konstanz und zählt auf seinem Fachgebiet zu den führenden Forschern der Welt. Er studierte, forschte und lehrte fast zwanzig Jahre in den USA.



Wohin geht Bitcoin?

Die bekannteste Kryptowährung erreicht Rekordkurse.

Experte Fabian Schär sieht parallel zum alten ein neues Finanzsystem entstehen.

Beat Gygi

Die Kryptowährung Bitcoin hat rasant an Wert und Bekanntheit gewonnen, wahrscheinlich auch an Ansehen, selbst wenn sie eine wilde Angelegenheit bleibt. Im März 2020 kostete ein Bitcoin rund 5000 Franken, heute über 40 000 Franken. Vor fünf Jahren waren es etwa 400 Franken, wie die Kursgrafik unten zeigt. Vorige Woche blitzte am Markt die Meldung auf, Tesla-Chef Elon Musk habe massiv in Bitcoin investiert, und zack, gab es einen Kursausschlag. Aus der Finanzbranche signalisiert Larry Fink, Chef des Vermögensmanagers Blackrock, die Kryptowährung könnte global marktfähig werden. Die vormals exotische Erscheinung findet bei Banken und institutionellen Investoren vermehrt Beachtung. Was sagen Kryptoexperten zu alledem? Wird Bitcoin quasi erwachsen?

Fabian Schär von der Universität Basel sieht Musks Deal mit etwas Skepsis: «Warum ein börsenkotiertes Industrieunternehmen eine solche Investition tätigt, die ja nicht mit dem Unternehmenszweck zusammenhängt, ist schwierig zu verstehen. Ein Stück weit ist das wohl ein Zeichen dafür, dass sich Firmen diversifizieren und ihre Abhängigkeit vom Dollar verringern möchten.» Und wie sieht er Blackrocks Signal? «Das wachsende Interesse grosser Finanzunternehmen überrascht mich weniger», sagt er. «In den vergangenen Jahren haben immer mehr Banken realisiert, dass Kryptoassets interessante Eigenschaften haben und dass Finanzdienstleister in diesen Märkten durchaus eine Rolle wahrnehmen können.»

Schär ist als Wissenschaftler an vorderster Front dieses jungen Fachgebiets, er hält in Basel die «Credit Suisse Asset Management (Switzerland)»-Professur für «Distributed Ledger Technology / Fintech» und ist Geschäftsleiter des Center for Innovative Finance. Zu seinen Publikationen zählt das Buch «Bitcoin, Blockchain und Kryptoassets» von 2017 (Neuaufgabe 2020 bei MIT Press), in dem er als Co-Autor einem breiteren Publikum eine Einführung in diese neuartige Welt gibt. Auch als Organisator des «Blockchain Symposium» und der «Blockchain Challenge» der Universität Basel und im Rah-



Stabilität und Unbestechlichkeit.

men zahlreicher Forschungsprojekte beschäftigt er sich mit Kryptoassets und dezentralisierten Marktstrukturen. Er betont im Gespräch aber: «Bitcoin hat nicht eine neue Technologie eingeführt, sondern Bestehendes auf eine neue Art und Weise zusammengeführt. So ist aus bereits existierenden Einzelteilen etwas wirklich Innovatives entstanden.»

«Ähnlichkeit zu Gold»

Seiner Ansicht nach setzt sich bei Banken nun die Erkenntnis durch, dass die Blockchain-Technologie vor allem in öffentlichen Systemen ein enormes Potenzial hat. Erst in öffentlicher Vernetzung, so Schär, kämen die Vorteile der entstehenden Ökosysteme und der Interoperabilität voll zum Tragen, nach dem Motto: «Je grösser, dezentraler und zugänglicher das Netzwerk, desto grösser auch der potenzielle Nutzen für alle Beteiligten.» Bei den offenen Systemen dominieren nach seinen Worten derzeit die zwei Blockchain-Plattformen Bitcoin und Ethereum, auf deren Basis enorme Entwicklungssprünge zu verzeichnen seien. «Im Moment ist ein paralleles Finanzsystem am Entstehen», sagt er. «Gestützt auf die Ethereum-Blockchain, bilden sich beispielsweise dezentralisierte Finanzprotokolle, die in vielen

Fällen ohne traditionelle Verwahrendienstleistungen und Intermediäre funktionieren.»

Ist Bitcoin eigentlich ein neues Geld? «Meiner Ansicht nach nicht ganz», sagt Schär. Im Original-White-Paper von Satoshi Nakamoto von 2009 stehe als Titel und Zweck von Bitcoin zwar: Bargeld in elektronischer Form, englisch: «A Peer-to-Peer Electronic Cash System». Man wollte also ein neuartiges Geld ins Leben rufen. «Aus einer reinen Zahlungsmittel-Perspektive gibt es aber einen Schwachpunkt: die durch die

Ist Bitcoin eigentlich ein neues Geld? «Meiner Ansicht nach nicht ganz.»

Spielregeln fix vorgegebene Maximalmenge von 21 Millionen Einheiten.» Das führe zu starken Kursausschlägen, wenn die Nachfrage schwanke, und sei für ein Zahlungsmittel des täglichen Gebrauchs keineswegs ideal.

Aber für die Wertaufbewahrung – ebenfalls eine typische Geldfunktion – könne dies unter Umständen eine spannende Eigenschaft darstellen. In der Rolle als Diversifikationsinstrument in Anlageportefeuilles könnte Bitcoin seiner Ansicht nach eine gewisse

Unabhängigkeit vom Finanzsystem ermöglichen, dessen Finanz- und Vermögenmärkte stark korrelieren und von Entscheidungen der Zentralbanken und der Politik beeinflusst werden. Zumindest in der Theorie könne Bitcoin eine gewisse Unabhängigkeit aufweisen. Es bleibe aber eine Hochrisikoanlage, so Schär.

Wie kann man das Wesen von Bitcoin umgangssprachlich beschreiben? Schär: «Wenn ich den Leuten zu erklären versuche, wo das grosse Potenzial von Bitcoin liegt, dann am ehesten so: Es ist ein Werttitel, ein Asset, das eine ganz ähnliche Rolle einnehmen könnte wie Gold. Vor allem vom Versicherungsgedanken und von der Diversifikation her sehe ich grosse Ähnlichkeiten.»

Schär betont aber auch, dass Gold eine lange Historie als Wertaufbewahrungsmittel hat, während Bitcoin erst vor etwas mehr als zehn Jahren lanciert wurde. Auch wenn die Eigenschaften spannend seien, werde sich erst noch zeigen, ob die Kryptowährung – mittel- bis langfristig – eine solche Rolle einnehmen könne. Die grundsätzliche Idee, dass eine dezentrale Wertaufbewahrung einnehmen könnte, sei nicht völlig abwegig, besonders in monetärökonomisch turbulenten Zeiten. Ähnlich wie bei Gold sei auch bei Bitcoin die verfügbare Menge begrenzt, im Gegensatz zu den staatlichen Währungen, deren Notenbanken die Geldmenge zumindest in der Theorie beliebig ausweiten könnten. Bis heute wurden 18,6 der maximal 21 Millionen Bitcoin geschaffen.

Aus dieser Sicht könnte man ein Konstrukt wie Bitcoin eigentlich als direkte Konkurrenz zu den etablierten Währungen sehen. «So weit würde ich nicht gehen», erwidert Schär, «solange die staatlichen Währungen vernünftig kontrolliert und die Möglichkeiten nicht missbraucht werden, ist Bitcoin mehr Komplement als Substitut.» Es sei aber natürlich schon so, dass die Existenz einer breit verfügbaren Alternative potenziell einen gewissen Druck ausüben und disziplinierend wirken könnte.

Ist das System denn frei zugänglich? «Bitcoin halten kann jede Person. Das System steht allen offen», sagt Schär. «Das Schöne ist, dass man frei entscheiden kann, wie tief man eintauchen will. Jede Person hat die Möglichkeit, eine Applikation auf dem eigenen Computer zu installieren und damit Teil des Netzwerks zu werden. In diesem Fall kann man sämtliche Transaktionen selbst validieren und die Bitcoin-Einheiten selbstständig verwahren. Man wird quasi zur eigenen Bank. Wem das zu kompliziert ist, der kann eine vereinfachte Brieftaschen-App auf dem Mobiltelefon installieren oder komplett auf die eigene Verwahrung verzichten und die Bitcoin-Einheiten bei Finanzdienstleistern einlagern. Man sollte sich einfach bewusst sein, dass man mit jedem Schritt weg vom eigenen Knoten und hin zur Einlagerung bei einem Dienstleister

einen Teil seiner Unabhängigkeit aufgibt und Gegenpartei-Risiken in Kauf nimmt.» Und wie kommt ein normaler Mensch heute an Bitcoins? Schär: «Eine Möglichkeit besteht in den zahlreichen Tauschbörsen, die man allerdings sorgfältig auswählen muss. Als indirekte Investition kann man auch Zertifikate kaufen, die an den Bitcoin-Kurs gebunden sind. Der wohl wichtigste Rat ist aber, dass man sich in jedem Fall zuerst mit der Technologie auseinandersetzt. Erstens ist Bildung in diesem Bereich, insbesondere für junge Menschen, extrem wichtig. Zweitens kann man nur dann die Möglichkeiten und Risiken abschätzen, wenn man sich selbst mit

Eine wilde Karriere

Preis pro Bitcoin in Franken



QUELLE: FINANZEN.NET

Tendenz stark steigend.

der Technologie auseinandersetzt. Kryptoassets haben grosses Potenzial, bergen aber auch enorme Gefahren, besonders dann, wenn man einsteigt, ohne wirklich zu verstehen, worauf man sich einlässt.»

Also konkret und in einfachen Worten: Was ist das Besondere an Bitcoin, und was ist eine Blockchain? Schär: «Blockchain ist die Grundlage für Bitcoin. Vereinfacht ausgedrückt, ist eine öffentliche Blockchain eine Datenstruktur, die im Unterschied zu herkömmlichen Datenbanken gemeinschaftlich geführt werden kann.» Bitcoin sei letztlich nichts anderes als ein Set von Regeln, in denen man sich darauf geeinigt habe, in welcher Form man Informationen hin und her schicke und unter welchen Bedingungen die Datenstruktur angepasst werden könne. «Das klingt erst einmal unspektakulär, stellt im Vergleich zu zentralisierten Datenbanken aber eine gewaltige Innovation dar, da jegliche Vertrauenserfordernisse entfallen. Sämtliche Einträge können eigenständig validiert werden. Alles wird öffentlich und durch eine enorme Zahl an Teilnehmern überprüft, mit mathematischer Präzision.» Jeder Teilnehmer kann eine Kopie-Datenbank auf seinem Computer abspeichern und diese ständig mit dem Rest des Netzwerks synchronisieren. Der Begriff Block-

chain geht darauf zurück, dass die Daten als eine sequenzielle Kette von Transaktionsblöcken abgelegt werden.

Moment, das gibt doch ein *Gstürm*, wenn kein Chef die Kontrolle behält und die Widersprüchlichkeiten ausmerzt. «Eben gerade nicht, und das ist die gewaltige Innovation von Blockchain», sagt Schär. In bisherigen Systemen sei es so, dass eine bestimmte Partei die Datenbank exklusiv führe und kontrolliere. Alle anderen müssten dieser Partei darin vertrauen, dass sie korrekt und fehlerfrei handle. «Dies führt zu Informationsasymmetrien, weckt Misstrauen und schafft Missbrauchspotenzial, dem nur mit aufwendigen und kostspieligen Prüfverfahren entgegengewirkt werden kann. Mit einer öffentlichen Blockchain lassen sich solche Vertrauensprobleme aus der Welt schaffen, und genau darin liegt das grosse Potenzial.»

Ungeeignet für kriminelle Zwecke

Und wie werden Widersprüche verhindert? Die Anreize für die Teilnehmer seien so gesetzt, dass sie zu einem Konsens strebten, so Schär. Deshalb sei es sehr schwierig, Neuerungen oder Regeländerungen zu erwirken, da diese breite Unterstützung finden müssten, um umgesetzt zu werden. Gerade dieser Aspekt verleihe öffentlichen Blockchains eine herausragende Stabilität und Unbestechlichkeit. Deshalb ist es auch unwichtig, ob der geheimnisumwobene Gründer irgendwann stirbt oder gestorben ist, da ja die Regeln stabil sind.

«Für mich als Forscher und auch sonst für Interessierte sind die Daten, die auf der Blockchain einsehbar sind, sehr wertvoll», fügt Schär an. In der Öffentlichkeit meine man immer wieder, Kryptoassets wie Bitcoin oder Ether seien extrem anonym, dabei stimme das Gegenteil: Alle Bewegungen und Meldungen seien für alle Teilnehmer sichtbar. Klar, man verwende Pseudonyme, aber diese Transparenz mache Bitcoin, entgegen dem populären Glauben, ungeeignet für kriminelle Zwecke.

Aus dieser Sicht relativiert Schär auch das Argument, Staaten hätten grundsätzlich etwas gegen Bitcoin. Die Haltung von Regierungen und Behörden gegenüber Kryptowährungen hänge stark von den gesellschaftlichen und politischen Präferenzen des jeweiligen Landes ab. Bei den ganz grossen Firmen zeichne sich eine Entwicklung zum Gigantischen ab, da könnte Interesse an Gegenkräften aufkommen in Form offener und dezentralisierter Systeme, die als unabhängige, dezentrale und offene Infrastruktur dienen können. Gewiss, in etlichen Staaten seien Ideen der persönlichen Freiheit und der neutralen Plattformen nicht so hoch im Kurs. «Aber ich glaube und hoffe nicht, dass es sich hierbei um eine allgemeine Tendenz handelt.» Zudem sei gerade im Finanzsektor eine gewisse Bewegung hin zu dezentraleren Strukturen erkennbar.

Mutation sozialistischer Ideen

Die neue Linke missbraucht Corona, um die Freiheit abzuschaffen.
Und die Welt umzubauen. Nein, das ist keine Verschwörungstheorie.

Václav Klaus

Es steht ausser Frage, dass die Folgen der staatlich verfügten Einschränkungen massiver, tiefgreifender und gefährlicher sind als die Bedrohung durch das Coronavirus. Für mich ist das der entscheidende Punkt. Das ist politisch höchst inkorrekt, und viele Corona-Apokalyptiker dürften meine Ansicht als Desinformation bezeichnen.

In meinem Buch «Quarantäne», das im April 2020 erschien, schrieb ich, dass mir die Leute, die unter Verweis auf die Pandemie Freiheit und Demokratie einschränken wollen, mehr Angst machen als das Virus selbst. Ich habe gewarnt, «dass die Auswirkungen der politisch verordneten Therapie schlimmer sein werden als die Auswirkungen der Krankheit». Ich gab auch meiner Befürchtung Ausdruck, dass die «Pandemie Tür und Tor öffnen wird für immer mehr staatliche Eingriffe in unser Leben».

Heute, zwölf Monate nach dem Auftreten der ersten Fälle von Covid-19 in Europa und zehn Monate nach dem Erscheinen meines Büchleins, haben wir mehr Daten, mehr Hypothesen und Theorien und auch mehr Erfahrungen, aber ich wüsste nicht, warum ich an meinem damaligen Kommentar etwas ändern sollte.

Absolut unmoralisch

Wir erfahren eine brutale Unterdrückung der Demokratie, wie wir es seit dem Untergang des Kommunismus in Europa nicht mehr erlebt haben. Die angeordneten Einschränkungen, Quarantänebestimmungen und Lockdowns haben das Coronavirus nicht besiegen können, aber die Kollateralschäden gefährden die Grundlagen unserer freiheitlichen Gesellschaft in dramatischer Weise.

Ich unterschätze keineswegs den hohen Blutvoll der Pandemie in unseren Ländern und will ihn auch nicht kleinreden, aber ich bin nicht bereit, das eigentümliche und befremdliche Schweigen über die Kehrseite zu akzeptieren – die gravierenden Kosten, die sich in der Verschlechterung unser aller Leben offenbaren, die enormen wirtschaftlichen Kosten, die Auswirkungen auf die staatlichen Finanzen, auf den Bildungssektor, auf unser aller seelische

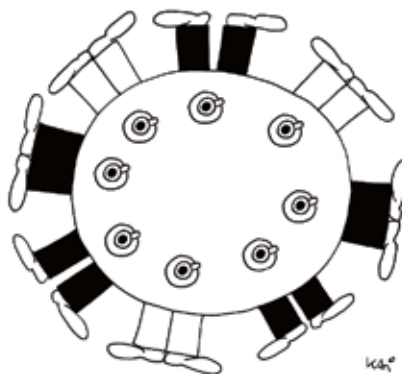
Gesundheit, ganz zu schweigen von der sich verschlechternden Verfassung unserer politischen, sozialen und ökonomischen Systeme.

Ich gehöre nicht zu denen, die die Kosten eines Menschenlebens technokratisch messen und beziffern, aber ich widerspreche ganz entschieden all jenen, die nicht sehen wollen und nicht akzeptieren, dass es zwischen divergierenden Zielen der menschlichen Gesellschaft einen schwierigen Konflikt gibt. Es ist kein Zeichen einer moralischen Haltung, wenn man sagt, dass es solche Konflikte nicht

«Die schweigende Mehrheit sollte ihre Stimme erheben – je früher, desto besser.»

gibt. Diese Konflikte zu leugnen, ist absolut unmoralisch. Sie zu verschweigen, ist viel schlimmer, als sie explizit zu thematisieren, und daher sollten auch wir offen darüber sprechen.

Ich möchte betonen, dass ich, was den Ursprung der Corona-Pandemie angeht, kein Anhänger von Verschwörungstheorien bin, obwohl ich verstehe, wie sie aufkommen konnten – die Art und Weise, wie die Pandemie von staatlicher Seite kommuniziert wurde, war offensichtlich nicht überzeugend. Aber Verschwörungstheorien leugnen das komplexe



Betriebsitzung der KFZ-Mechaniker (von oben gesehen)

Verhältnis zwischen sozialen Phänomenen, die von den Sozialwissenschaften seit Jahrhunderten erforscht werden.

Pseudofortschrittliche Konstrukte

Ich sehe die Covid-Pandemie und die damit einhergehenden politischen, ökonomischen und sozialen Kosten als Zusammenspiel von zerstörerischen Ideen und Ideologien mit starken politischen und unternehmerischen Interessen. Ihre Propagandisten wollen die Freiheit von Menschen und Märkten schwächen, die in modernen Gesellschaften die Lebensqualität garantiert. Dieses Zusammenspiel ist so stark, dass es eine Lawine auslösen könnte, die unsere fragilen Gesellschaften ernsthaft bedroht.

Ihr Erfolg wird ermöglicht durch die Angst der schweigenden Mehrheit und die radikalen Ambitionen der politischen Linken. Die Neue Linke ist das Produkt einer Mutation sozialistischer Ideen. Dieses verbindet neue pseudofortschrittliche Theorien einer aggressiven Umweltbewegung, einer brachialen Genderpolitik, einer unerbittlichen Klimahysterie und eines utopischen Egalitarismus.

Covid-19 bot diesen gefährlichen Progressiven neue Möglichkeiten. In einem kleinen Büchlein, das im Oktober 2020 erschien, stellte ich die Frage: Ist Covid-19 nur eine Krankheit oder eher ein Instrument zur radikalen Transformation der menschlichen Gesellschaft? Ich fürchte, Letzteres trifft zu. Die radikale Transformation der Gesellschaft ist nicht das Ergebnis von Covid-19, sondern des Covidismus.

Wir müssen den Covidismus bekämpfen und anfangen, rational und mutig zu agieren. Quarantäne, Lockdowns und andere untaugliche Einschränkungen zu fordern, sollte nicht als Ausdruck von Verantwortungsbewusstsein und Mitgefühl gesehen werden. Es ist allzu oft nur billiger Opportunismus, wenn nicht gar Feigheit. Die schweigende Mehrheit sollte ihre Stimme erheben – je früher, desto besser.

Václav Klaus war Staats-, Minister- und Parlamentspräsident der Tschechischen Republik.
Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Geisterhaus am See

Zürichs linke Stadtregierung schliesst die Bevölkerung vom prächtigen Muraltengut aus. Genutzt wird das Anwesen kaum.

Beni Frenkel



Ohne offizielle Einladung kommt niemand rein.

Das Muraltengut gilt als eines der schönsten Häuser Zürichs. Fünf Jahre hatte der Bau gedauert, bis es 1782 fertig erstellt wurde. Kunsthistoriker schwärmen vom «bedeutendsten Bauwerk des Dix-huitième in Zürich».

Seit 1943 gehört das Bijou der Stadt Zürich und wird als «Repräsentationshaus» genutzt. Die Stadtregierung investierte viel in die Villa. Für ein imposantes Wandgemälde arbeitete ein Künstler über ein Jahr hinweg. An den Decken hängen Kronleuchter, und gegessen wird nicht mit Ikea-Besteck, sondern mit Gabel und Messer aus Silber.

Hochqualitative Ausnahmefälle

Margaret Thatcher und François Mitterrand haben im Muraltengut getafelt. Lange ist es her. Dass bedeutende Staatsoberhäupter in die Zwinglistadt kommen, ist selten. Dass sie für den Brunch durch die Innenstadt bis zum Muraltengut kutschiert werden, kommt gar nicht mehr vor. Insofern hat das «Repräsentationshaus» seine Funktion eingebüsst.

Es sei denn, man versteht darunter auch noch «Ausprachen mit Dritten – wie beispielsweise mit dem Gemeinde-, dem Kantons- oder dem Regierungsrat von Zürich», wie es von der Stadt heisst. Dafür braucht's die riesige Villa? Eine Stabsmitarbeiterin von Stadtpräsidentin Corine

Mauch (SP) zählt noch weitere Beispiele auf: «Verabschiedungen in den Ruhestand von Behördenmitgliedern, alt Stadtschreiberinnen und Schreibern sowie von alt Rechtskonsulentinnen.»

Leider arbeiten nicht so viele Beamte bis zur Rente bei der Stadt Zürich. In den letzten zwei Jahren gab es gerade einmal 54 Anlässe im Muraltengut. An den anderen 675 Tagen stand die prächtige Anlage leer. Warum nicht also vermieten? Mal etwas anderes, als städtischen Beamten Adieu zu sagen.

In Zürich ist das gar nicht so einfach. In den «Richtlinien zur Nutzung des Muraltenguts» schimmert zwar etwas von Wirtschaftsdenken durch: «Das Muraltengut kann in Ausnahmefällen durch externe Organisationen genutzt werden.» Das Wort «Ausnahmefälle» hört sich allerdings etwas gequält an, und die Idee einer sinnvollen Weitervermietung wird einem durch die Richtlinien noch weiter vermiest. Der Anlass muss nämlich zudem eine «qualitativ hochstehende, dem Charakter des Hauses entsprechende Kulturveranstaltung» sein. Hochzeiten scheiden also aus.

Hochqualitative Ausnahmefälle werden aber weiter gegängelt: «Bei jeder neuen Nutzung werden diese sorgfältig in die Gegebenheiten des Hauses eingeführt, um dessen Schutz, aber auch die Qualität der Anlässe sicherzustellen.» So schafft man es garantiert, dass niemand Lust

hat, einen Anlass im Muraltengut durchzuführen. Und wer sich die Räume nur mal anschauen will, steht vor den gusseisernen Toren – ohne offizielle Einladung oder die Erlaubnis der Stadtpräsidentin kommt niemand rein.

Drei Wohnungen

Weil die Einnahmen gering gehalten werden und weil die Stadtregierung bei ihren Anlässen nichts für Miete und Reinigung bezahlen muss, kostet der Unterhalt 150 000 Franken pro Jahr. Hinzu kommt die Gartenanlage, die ebenfalls 150 000 Franken verschlingt.

Wenig offen zeigt sich die Stadt auch bei den drei Wohnungen im Muraltengut. Es handelt sich um frühere Dienstwohnungen. Die Stadt will aus Gründen des Persönlichkeitsschutzes keine Angaben machen, wer darin wohnt. Auch nicht, wie gross die Wohnungen sind und wie viel sie kosten. Es handelt sich, wohlgemerkt, um städtische Wohnungen.

Unter Zürcher Journalisten wird das Thema links liegengelassen. Grund ist der jährliche Medienempfang des Stadtrats im Muraltengut. Für Journalisten ist das Gratisessen eine Reminiscenz an die schönen alten Zeiten.

Geht es aber auch anders? Ja, zum Beispiel beim Repräsentationshaus der Genfer Stadtregierung, dem Palais Eynard. Hochzeitsfeiern steht dort nichts im Weg. Ausser eine Doppelbuchung.

Kurswechsel in Asien

Boris Johnson hat eine Initiative ergriffen, um Chinas Machthunger einzudämmen. Die Zeichen häufen sich, dass auch Joe Biden in Ostasien eine Wende einleiten könnte.

Francis Pike

Heute ist weithin unstrittig, dass Obama den Chinesen das Südchinesische Meer kampflos überliess. Seine «Hinwendung zu Asien» war nur leeres Gerede. Für Amerikas neuen Aussenminister Tony Blinken steht fest, dass Diplomatie durch Abschreckung ergänzt werden muss. Er könnte dafür sorgen, dass die USA künftig aggressiver in Südostasien und anderswo auftreten.

Welche Ziele Staatspräsident Xi Jinping verfolgt, ist längst bekannt. In seiner Antrittsrede als Generalsekretär der KP 2012 erklärte er sich bereit, «den Stab der Geschichte zu übernehmen und weiterhin für die Wiedergeburt der chinesischen Nation zu arbeiten, damit China eine machtvollere und gefestigtere Position unter den Nationen einnimmt». Sein internationales Abenteuerertum, getarnt als Initiative «Neue Seidenstrasse», ist augenfällig in der widerrechtlichen Besetzung des Südchinesischen Meers, aber es ist eine Herrschaftsstrategie, deren Krakenarme sich nach Zentralasien, über den Indischen Ozean, in den Nahen Osten, nach Europa und bis in die Arktis ausstrecken.

Geopolitische rote Flut

Und wie hat Obama reagiert? Er blieb untätig, gab nur Plattitüden von sich. Er war unsicher, ob der Verteidigungspakt mit den Philippinen auch für das umstrittene Südchinesische Meer gelte. Am Ende seiner Amtszeit war es zu spät. Und Schwäche im Südchinesischen Meer war natürlich eine Einladung an Xi, auch andere Chancen zu ergreifen, die Obama ihm bot.

Trump stemmte sich ebenso wenig gegen die geopolitische rote Flut. Dass er sich auf die Handelspolitik der Chinesen konzentrierte und ihre Expansionsbestrebungen ignorierte, war ein Fehler. Aussenminister Pompeo vertrat zwar eine entschlossene Haltung gegenüber China und Russland, aber dank Trumps «America first»-Politik und seiner persönlichen Toxizität konnte eine asiatische Anti-China-Koalition nicht zustande kommen.

Im philippinischen Präsidenten Duterte hatte Trump zwar einen Freund – wie er ein Feind des politischen Establishments –, aber die Philip-



Hübsche Ideen: Joe Biden mit seinem Stab.

pinen katzbuckelten vor China. Dutertes Einschätzung, dass «Amerika verloren hat», trifft weiterhin zu. Und Thailand beugt sich zunehmend der wirtschaftlichen Macht Chinas. Thailands herrschende Elite installierte eine Pseudodemokratie, so wie das Militär in Myanmar vor der Absetzung von Aung San Suu Kyi vor bald drei Wochen. In Asien und anderswo – denken wir nur an den Aufstieg von Präsident Erdogan in der Türkei – wird das chinesische System immer öfter dem sklerotischen westlichen Demokratiemodell vorgezogen. Kann der katastrophale globale Einflussverlust der USA rückgängig gemacht werden?

Es deutet sich bereits an, dass Präsident Biden Bündnisse in Europa und Asien schliessen will, um der Bedrohung durch China und Russland entgegenzuwirken. In Europa gilt Tony Blinken als alter Vertrauter von Biden. Für den erklärten Proeuropäer und Multilateralisten, der viele Jahre in Frankreich lebte und fließend Französisch spricht, wird es wichtig sein, mit den Europäern zu kooperieren.

Nach Bidens Wahlsieg kam in London die Sorge auf, ein Proeuropäer im State Department

und ein Präsident mit irischen Wurzeln könnten nachteilig für das Vereinigte Königreich sein. Dass Boris Johnson der erste europäische Politiker war, mit dem Biden telefonierte, zerstreute diese Befürchtung. Solche «Erstgespräche» finden nicht zufällig statt, sondern werden minutiös vom Aussenministerium geplant.

Mit Besenstielen ins Manöver

Blinken mag eher Proeuropäer als Anglophiler sein, aber er ist kein Träumer. 1987 schrieb er: «Das atlantische Bündnis zeigt tiefe Risse. Republikaner und Demokraten sind es leid, dass Amerika fast die Hälfte seines Verteidigungsbudgets für die Nato ausgibt und dafür wenig mehr als Beschwerden erhält.» *Plus ça change...*

Boris Johnson hat die Idee einer D-10-Gruppe lanciert, die aus den G-7-Staaten plus Indien, Südkorea und Australien bestehen soll. Mit seiner Entscheidung gegen Huawei (und vielleicht auch wegen der Unterdrückung der Demokratiebewegung in Hongkong) hat Grossbritannien seinen Hut in das «Stoppt China»-Lager geworfen. Es spräche also einiges für die D-10. Dagegen wird die Nato durch die Mitgliedschaft

der Türkei geschwächt, die enge Beziehungen zu China unterhält. Selbst Präsident Macron bezeichnete die Nato im letzten Jahr als «hirntot». Die Frage ist, ob die D-10 eine überzeugende Basis für eine antichinesische Eindämmungsstrategie sein kann.

Eindämmung braucht reale militärische Macht. Andere europäische Staaten (ausgenommen Grossbritannien und Frankreich) sind im Grunde Staffage. Vor Jahren räumte ein italienischer Verteidigungsminister ein, dass er kaum imstande sei, auch nur 5000 Soldaten für einen Auslandseinsatz bereitzustellen. Und eine Steigerung der schwachen Wirtschaftsleistung Europas ist langfristig ebenso wichtig wie die Erhöhung seiner militärischen Kampfkraft.

Und hier ist Deutschland das Problem, ein so gut wie nutzloser Bündnispartner. Die Deutschen geben so wenig Geld für Verteidigung aus, dass die damalige Verteidigungsministerin Ursula von der Leyen (ganz recht, dieselbe Dame, die das EU-Impfprogramm vermässelt hat) 2014 ihre Soldaten mit Besenstielen in ein Nato-Manöver schickte. Und die deutsche Aussenpolitik wird zusätzlich kompromittiert durch die Handelsverträge der Deutschen. Das kürzlich abgeschlossene Abkommen mit China kann in Washington nicht auf Beifall gestossen sein.

Kompliziert ist die Aufgabe

Blinken, dessen Buch «Ally versus Ally. America, Europe, and the Siberian Pipeline Crisis» 1987 erschien, dürfte kein Freund von russischen Erdgasleitungen nach Deutschland sein. Es bleibt abzuwarten, ob Biden an den von Trump verhängten Sanktionen gegen europäische Firmen festhalten wird, die beim Bau von Nord Stream 2 mitwirken. Die Wirtschaftspolitik der Deutschen (ihr Haushaltsüberschuss beträgt mehr als 7 Prozent des Bruttoinlandprodukts) in Verbindung mit einer dysfunktionalen Währungsunion bremst das europäische Wirtschaftspotenzial.

Ebenso kompliziert ist die Aufgabe, in Asien ein Eindämmungsbündnis zu schmieden. Japan, Südkorea, Taiwan und Australien sind zwar zuverlässige Partner im Chinesischen Meer, aber in Südostasien ist die Situation viel schwieriger. Seit die Amerikaner 1992 ihren Marinestützpunkt Subic Bay auf den Philippinen aufgeben mussten, sind sie (in deutlich geringerem Umfang) in Singapur präsent, auch wenn dieser Verteidigungspakt, im vergangenen Jahr von Präsident Trump unterzeichnet, bis 2035 gelten soll.

Blinken hat bereits mit dem philippinischen Aussenminister gesprochen und erklärt, dass die chinesische Besetzung des Südchinesischen Meers nach dem Unclos-Protokoll von 1982 widerrechtlich ist. Er unterstrich die «Bedeutung des Verteidigungspakts für die Sicherheit beider Nationen, der bei Angriffen auf die philippinischen Streitkräfte, Schiffe oder Flugzeuge im Pazifik, einschliesslich des Südchinesischen Meers, klar zur Anwendung

kommt». Kämpferische Sprache, aber ist es nur Wortgeklänge?

Es steht zu befürchten, dass weder Biden noch Blinken Manns genug sind, einen bewaffneten Konflikt herbeizuführen, um die bereits bestehende militärische Herrschaft Chinas im Südchinesischen Meer anzufechten. Das alte Sprichwort, dass realer Besitz leichter durchzusetzen ist als lediglich behaupteter Besitz, bewahrheitet sich hier besonders augenfällig. Regionale Akteure wie Vietnam und die Philippinen, die mit China einen Modus Vivendi gefunden haben, werden ihre Zurückhaltung kaum aufgeben zugunsten der Amerikaner, die sich als unzuverlässige Partner erwiesen haben.

Wenn Südostasien verloren ist, was dann? China schickt sich an, die Kontrolle über den Golf von Bengalen, den Indischen Ozean und die Handelsrouten zum Suezkanal zu erobern. Thailand ist eingeknickt, und Myanmar haben die Chinesen in der Tasche. Bangladesch, eine rasch wachsende Volkswirtschaft mit 165 Millionen Einwohnern, ein Land, dem Xi Jinping als erster chinesischer Staatschef seit dreissig Jahren einen Besuch abstattete, erliegt den Verlockungen von chinesischen Infrastrukturinvestitionen und Waffenlieferungen. Weiter südlich, wo der Golf von Bengalen auf den Indischen Ozean trifft, ist China längst präsent. 2018 schloss China mit Sri Lanka einen 99-Jahres-Pachtvertrag für den Hafen Hambantota mitsamt angrenzendem Areal von 6000 Hektaren, nur vierzig Seemeilen von der indischen Küste entfernt.

Genau darum geht es. China will Indien eindämmen, den geopolitischen Rivalen. Indien liegt mit seinem Bruttoinlandprodukt (BIP), kaufkraftbereinigt, an dritter Stelle deutlich hinter Amerika und China, aber in zwanzig, dreissig Jahren dürfte es Amerika überholt haben. Indien

ist schon die viertgrösste Militärmacht. Als grösste Demokratien der Welt sollten die USA und Indien beste Freunde sein. Aber die Beziehungen waren selten gut. Nehru gab Eisenhower einen Korb, und sein Treffen mit Kennedy war eine Katastrophe. Kennedy bezeichnete ihn später als den «schlimmsten Staatsgast», den er je empfangen habe. Die neomarxistische Indira Gandhi kassierte Entwicklungshilfe von Präsident Johnson und haute ihm dann Vietnam um die Ohren. Henry Kissinger beschrieb ihr Treffen mit Präsident Nixon als «Dialog von Taubstummten» und bezeichnete sie als «Schreckschraube».

Indien macht sein eigenes Ding

Die Beziehungen zwischen den amerikanischen und indischen Regierungschefs haben sich auf der persönlichen Ebene verbessert, nicht aber in der Substanz. Die geopolitischen Interessen von Amerika und Indien decken sich zwar, aber es ist schwierig, ein Bündnis daraus zu schmieden. Indien macht sein eigenes Ding. In der Nachkriegszeit, zumindest bis 1990, wurde eine autarke, neomarxistische Wirtschaft betrieben, die der Sowjetunion viel näher war als dem Westen. Reste dieser Ära haben sich ebenso gehalten wie das komplizierte Verhältnis zum Westen.

Auch wenn Indien sich der chinesischen Gefahr bewusst ist (siehe die jüngsten Grenzscharmützel im Himalaja), dürfte es schwierig sein, die Inder vom Nutzen eines Verteidigungsbündnisses zu überzeugen. Die D-10 ist eine jener Ideen, die in Washington oder London hübsch klingen mögen, doch angesichts der Schwierigkeiten, Indien und Deutschland einzubinden, ist fraglich, ob sie in der Realität etwas taugt.

Francis Pike ist ein britischer Historiker und Autor von «Empires at War.»

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



«Eine selbstbestimmte Zukunft beginnt schon in der Gegenwart.»

Guido Bürgin
Leiter Anlagelösungen
und Hypotheken
zum selbstbestimmten Leben



Was die deutschen Grünen verbieten wollen

Kabel- und Satellitenfernsehen, 1987
Breitbandinternet, 1987
Personalinformationssysteme, 1987
Werbung vor Kindersendungen, 1996
Studiengebühren, 2001
Autowerbung, 2007
Rauchen in Biergärten, 2007
Nachtflüge am Frankfurter Flughafen, 2008
Egoshooter-Games, 2009
Gentechnisch veränderten Mais, 2009
Werbung für Süßigkeiten, 2010
Alkoholwerbung, 2010
Plastiktüten, 2011
Ponyreiten auf Jahrmärkten, 2012
Weihnachtsbaumpflanzungen, 2012
Heizpilze, 2012
Bank-Provisionen, 2013
Kleintiere in Zoo und Zirkus, 2013
1. Klasse bei der Bahn, 2013
Fleisch in Kantinen, 2013
V-Männer beim Verfassungsschutz, 2013
Zigarettenautomaten, 2013
Ölheizungen, 2013/2019
Böllern an Silvester, 2015
Biertrinken in der Öffentlichkeit, 2016
Volksabstimmungen, 2016
Fleisch-Sonderangebote, 2016
Deutschlandfahnen, 2016
Massentierhaltung, 2016
Autos, 2017
Die Ehe, 2017
Glyphosat in der Landwirtschaft, 2017
Online-Handel an Sonntagen, 2017
Werbung für E-Zigaretten, 2018
Knecht Ruprecht, 2018
Verfassungsschutz, 2018
Mikroplastik in Kosmetika, 2018
Diesel- und Benzinmotoren, 2019
Pflanzenschutzmittel, 2019
SUVs, 2019
Osterfeuer, 2019
Schottergärten, 2019
Kurzstreckenflüge, 2019
Luftballons, 2019
WLAN, 2019
Nachtangeln, 2019
Erdbeeren im Winter, 2019
Limonade an Schulen, 2019
Streaming, 2019
Billiglebensmittel, 2020
Gesichtserkennung, 2020
Privates Feuerwerk, 2020
Erdgas, 2020
Fastfood-Werbung, 2020
Autos, 2020
Neue Autobahnen und Bundesstrassen, 2020
Einfamilienhäuser, 2021

Quelle: Internet

Danke, Moritz Leuenberger

Seine Kritiker, unter ihnen Christoph Blocher, liegen falsch.
Mehr Ehrlichkeit in der Politik ist das Gebot der Stunde.

Marcel Odermatt



Nachahmer erwünscht:
alt Bundesrat Leuenberger.

Moritz Leuenberger schaffte ein Kunststück, das vor ihm wohl noch nie jemandem gelang: Christoph Blocher und der *Blick* dreschen gemeinsam auf ihn ein. Der Grund für den geteilten Ärger: Der ehemalige SP-Bundesrat hatte in einem Interview mit der *NZZ am Sonntag* eingestanden, dass in seiner Amtszeit von 1995 bis 2010 für Schweizer Geiseln Lösegeld bezahlt worden sei.

Der frühere Justizminister Blocher fordert nun gar eine Untersuchung gegen seinen früheren Kollegen in der Landesregierung. Ein Schelm, wer denkt, dass die tagelangen Negativschlagzeilen eines anderen vormaligen Ministers dem Altmeister aus Herrliberg nicht ganz ungelegen kamen. Immerhin verspielte Blocher mit seinem späten, verwirlichen Anspruch auf seine Bundesratsrente selbst bei seinen Anhängern viel Goodwill.

Undurchsichtiges Handeln

Abgesehen von diesen Scharmützeln unter politischen Weggefährten: Moritz Leuenberger hat etwas Transparenz geschaffen bei einem Thema, über das die Öffentlichkeit schon länger spekuliert. Dass die Schweiz anders als die Grossmächte bei Entführungen kein politisches Powerplay aufziehen kann, leuchtet ein. Auch dass Schweizer auf der Suche nach dem Kick bereit sind, Warnungen zu ignorieren, und Risikoländer bereisen,

in denen Geiselnahmen vorkommen, ist bekannt.

Die Eidgenossenschaft zahlt offenbar als Ultima Ratio Geld an Kidnapper, um Schweizer Bürger freizubekommen. Das haben viele Beobachter schon immer vermutet. Die Konsequenz daraus ist klar: Touristen müssen unter allen Umständen die Reisewarnungen des Bundes befolgen. Sie bringen das Land sonst unnötigerweise und verantwortungslos in die Bredouille und gehören sanktioniert.

In diesem Licht erscheint der Shitstorm gegen Leuenberger überzogen. Das Gegenteil ist wohl richtig: Der Bundesrat versteckt sich viel zu oft hinter dem Amtsgeheimnis und undurchsichtigem Handeln. Im Bundeshaus braucht es mehr Ehrlichkeit, nicht weniger.

Im Covid-19-Zeitalter werden ganze Branchen an den Rand des Ruins getrieben, ohne dass die Exekutive ihre Strategie offenlegt. Restaurants und Beizen müssen schliessen, trotz Schutzkonzepten und ohne Nachweis seitens der Behörden, dass sich Besucher in diesen Lokalen vermehrt mit dem Virus anstecken. Eine transparente, evidenzbasierte Erklärung dieser Eingriffe: Fehlanzeige.

Informationen aus erster Hand

Die gleiche unbefriedigende Situation herrscht beim geplanten Rahmenabkommen mit der Europäischen Union. Statt die Bürger aufzuklären, wie der Zeitplan aussieht, was die Regierung noch erreichen will und welche Position der Bundesrat einnimmt, wird geschwiegen. Es würde sonst die Position des Bundesrats bei den Verhandlungen schwächen, heisst es.

In einer direkten Demokratie können die Menschen überall mitbestimmen. Sie sind deshalb auf Informationen aus erster Hand angewiesen und müssen wissen, welche Auswirkungen ihr Handeln haben kann. So gesehen, muss man Moritz Leuenbergers Offenheit begrüssen. Gefährdet oder blossgestellt hat der Alt-Bundesrat mit seiner Plauderei aus dem Nähkästchen niemanden.

In diesem Sinn: Nachahmer erwünscht.

Zweimal 1849

In Frankfurt scheitern deutsche Demokraten, in Boston erscheint ein epochales Manifest.



Wir schreiben das Jahr 1848. Am 18. Mai kommen in der Frankfurter Paulskirche die Abgeordneten der Frankfurter Nationalversammlung, des ersten frei gewählten gesamtdeutschen Parlaments, zusammen, um die Verfassung für einen Bundesstaat auszuarbeiten und zu beraten, wie es mit der bürgerlichen Revolution weitergehen soll. Was ein paar Wochen zuvor mit Unruhen in den Provinzen hoffnungsvoll begonnen hatte, war nur ein Jahr später schon Geschichte. Der demokratische Aufstand gegen die Autoritäten scheiterte – am Widerstand der Autoritäten in den Einzelstaaten, die ihre Macht nicht aufgeben wollten.

Ende Mai 1849 löste sich die Nationalversammlung auf, Abgeordnete, die nicht aufgeben wollten, flohen nach Stuttgart, Hauptstadt des Königreiches Württemberg, und bildeten dort ein «Rumpfparlament», das nur drei kurze Wochen «tagten» durfte, bevor es ebenfalls aufgelöst wurde.

Bis heute räsonieren deutsche Historiker gerne darüber, wie sich Deutschland entwickelt hätte, wenn 1848 die Demokraten gewonnen hätten. Wäre dem Land in der Mitte Europas und der Welt der Erste Weltkrieg erspart geblieben? Vielleicht auch das Dritte Reich? Es sind retrospektive Spekulationen, die sich aus dem Bedauern darüber speisen, dass man Geschichte nicht wie ein IT-Programm umschreiben kann. Es hat nicht sollen sein.

Wie es der göttliche Zufall will, passierte im Mai 1849 etwas, das für den Fortgang der Geschichte ebenso von Bedeutung war wie der zeitgleich gescheiterte Versuch, die Demokratie in Deutschland zu etablieren.

In einem kleinen Verlag in Boston («Aesthetic Papers») erscheint ein fünfzig Seiten langer Essay eines Privatgelehrten namens Henry David Thoreau: «Resistance to Civil Government».

Der Autor, 1817 in der Stadt Concord, Massachusetts, als Sohn eines Bleistiftfabrikanten geboren, hatte an der Harvard University Französisch, Italienisch, Deutsch, Mathematik, Geologie, Zoologie, Botanik und Philosophie studiert, bevor er einen Job als Lehrer an einer Schule in Concord annahm, den er aber bald wieder aufgab beziehungsweise aufgeben musste, weil er «keinen Gebrauch von der unerlässlichen körperlichen Züchtigung» machen wollte. Ein Jahr später eröffnete er im Haus seiner Eltern eine Privatschule, die Concord Academy, an der er zusammen mit seinem Bruder John «Althilologie, Mathematik, Englisch und Spazieren» unterrichtete. Zu der Zeit waren Bildung und Erziehung noch kein staatliches Monopol.

Im Sommer 1845 zieht sich Thoreau in eine selbstgebaute Blockhütte am Walden Pond zurück, einem Toteis-See unweit von Concord, wo er, glaubt man seinen Biografen, genau zwei Jahre, zwei Monate und zwei Tage mit Nachdenken und Schreiben über das Leben in der Natur verbringt – allein, ohne fließendes Wasser, Klimaanlage, Google und Netflix.

Am 23. Juli 1846 unternimmt Thoreau einen Ausflug nach Concord, wo er von einem Steuereintreiber erkannt und verhaftet wird, nachdem er sich einige Jahre geweigert hat, die sogenannte Kopfsteuer («poll tax») zu zahlen.

Die Nacht im Gefängnis nutzt er dazu, seine Gedanken zu dem Text über «Resistance to Civil Government» zu sortieren. Man muss

dem Schicksal dankbar sein, dass es für ein Zusammentreffen zwischen dem Beamten und dem Freigeist gesorgt hatte. Thoreau hat in einer Nacht mehr vollbracht als die meisten Salonkolumnisten im ganzen Leben.

Seine gesammelten Tagebuch-Einträge über «Walden oder Leben in den Wäldern», 1854 erschienen, sind Feinkost für Naturfreunde; «Resistance to Civil Government», in der deutschen Übersetzung «Über die Pflicht zum Ungehorsam gegen den Staat», mag literarisch nicht ganz so hoch angesiedelt sein, politisch aber ist es eine Arbeit ohne Verfallsdatum, das Manifest eines *Common Sense*, der über den gesunden Menschenverstand hinausreicht. Ein Satz wie «Die beste Regierung ist die, welche am wenigsten regiert» führt zu der Erkenntnis: «Die beste Regierung ist die, welche gar nicht regiert.» Und: «Alle Wahlen sind eine Art Spiel, wie Schach oder Backgammon, nur mit einem winzigen moralischen Beigeschmack, ein Spiel um Recht und Unrecht, um moralische Probleme. [...] Doch für den Wähler steht nichts auf dem Spiel.»

Um Henry David Thoreau zu verstehen, muss man weder Carl Schmitt noch Ekkehart Krippendorff gelesen haben, nicht einmal Hannah Arendt. Es reicht, den Gedanken zu akzeptieren, dass man keiner Macht, keiner Regierung und keinem Staat vertrauen darf, «solange sich der Staat nicht bequemt, das Individuum als größere und unabhängige Macht anzuerkennen, von welcher sich all seine Macht und Autorität ableiten».

Henry David Thoreau starb am 6. Mai 1862. Er wurde 44 Jahre alt. Nie war er wichtiger als heute.

Wie die Lemminge

Nr. 5 – «Raus aus dem Lockdown»
Alex Baur über die Corona-Politik

Das Virus ist für Menschen mit labilem Immunsystem potenziell gefährlich, wie viele Viren zuvor. Diese Menschen sollen sich schützen oder, wo nötig, geschützt werden. Ich werfe dem Bundesrat Blindheit und Mutlosigkeit vor. Bis heute ist es ihm aus bilateraler Kastrationsangst nicht gelungen, ein Massnahmenpaket für Risikogruppen zu erstellen. Vom internationalen Wahnsinnsplan Lockdown, Maskenpflicht, Impfung und Co. abzuweichen, dem mündigen Bürger seine Grundrechte wie freie Atmung und Bewegung, Selbstbestimmung über seine Gesundheit (z. B. natürliche Immunisierung) sowie das Recht auf Ausübung seiner angestammten Tätigkeit zurückzuerstatten, die Kollateralschäden einzudämmen und ein Zeichen zu setzen. Wie die Lemminge rennen die verantwortlichen Politiker den anderen nach ins Verderben, fahren das Land an die Wand, und wer den Warnfinger erhebt, ist ein Verräter. Wo die Grundrechte des Menschen mit Lüge und Gewalt beschränkt werden, wird ziviler Ungehorsam zur Pflicht. *Thomas Blaser, Hemishofen*

Wir müssen wieder singen, Gemeinschaft haben, ohne Distanz und Maulkorb. Gutgelaunt und mit grossem Gottvertrauen schaffen wir das: Wir sorgen selber dafür, gesund zu sein und zu bleiben. Unser Wissenszuwachs darf nie aufhören. Wissen ist Macht. Dann ist Manipulation nicht möglich.

Hans Widmer und Heidi Feldmann, Niederönz

Fern jeglicher Logik verfügte, weltfremde Verbotsmassnahmen provozieren gegenüber

inkompetent auftretenden Behörden den zivilen Ungehorsam. Dagegen könnte auch ein grossflächiges obrigkeitliches Bussenregime nur wenig ausrichten. Es ist an der Zeit, die Ausbreitung dieser politisch gefährlichen Covid-19-Mutation durch die Anwendung eines nachvollziehbaren, von Vernunft geleiteten Pandemie-Regimes zu verhindern. Das gesellschaftliche Leben mit Alain Bersets Vorschlaghammer zu zertrümmern, ist ein politisch sehr unbedarftes Vorgehen. *Guido Tognoni, Küsnacht*

Je nach Masstab

Nr. 6 – «Frauen regieren die Welt»
Editorial von Roger Köppel

Man jammert, in der Schweiz habe die Einführung des Frauenstimmrechts am längsten gedauert. Kommt darauf an, welcher Masstab angelegt wird. In den USA dauerte es von der Staatsgründung 1776 bis zum 19. Amendment von 1920 über das Wahlrecht für Frauen ganze 144 Jahre. In der Schweiz dauerte es nur 123 Jahre (1848 bis 1971), bis unsere Frauen neben dem Wahlrecht auch das Stimmrecht erhielten. *Ueli Kohli, Meilen*

Kritische Belegung?

«Weltwoche daily»

Zum Thema überlastete Intensivstationen: Ich war 1979 Assistenzarzt auf der renommierten Intensivstation des Universitätsspitals Basel. Wenn wir einen über 65-jährigen Patienten nach einer Operation auf die Intensivstation verlegen wollten, wurden wir gerügt. Die vom ärztlichen und pflegenden Personal generell unterstützte Auffassung war, dass Patienten und Patientinnen in diesem Alter nicht auf

die Intensivstationen gehörten, die damals praktisch ständig zu 100 Prozent ausgelastet waren. Leider habe ich bisher keine Statistiken gesehen, die etwas über das Alter der auf Intensivstationen verlegten Covid-Patienten aussagen. Dabei hat eine Intubation eines 90-jährigen Covid-Patienten auch heute nur niedrige Erfolgsaussichten, ganz abgesehen vom verursachten Leid und von den Kosten. Unklar ist mir auch, warum schon bei einer Belegungsrate von 80 Prozent von kritischer Belegung gesprochen wird. Sitzen wir hier einer weiteren Blase auf? *Alex Zbinden*

Balsam für die Seele

Weltwoche allgemein

Als vom Bundesrat kulturell Kastrierter sind diese paar Seiten «Literatur und Kunst» wöchentlicher Balsam für meine geschundene Seele. *Peter Meier, Volketswil*

Korrigenda

Unter dem Titel «Mit Vollgas zum Staat» (Weltwoche Nr. 6/21) schreibt die Weltwoche, die Redaktoren der Sonntagszeitung und des Magazins seien bereits diese Woche auf Kurzarbeit (10 bis 15 Prozent) gesetzt worden, bei den anderen Redaktionen von Tamedia beginne die Kurzarbeit im März. Tamedia legt Wert auf die Feststellung, dass lediglich die Mantelredaktion zusätzlich im März in Kurzarbeit geht. Bei der Redaktion des Tages-Anzeigers sowie bei den anderen Regionalredaktionen gibt es keine Kurzarbeit. *Die Redaktion*

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Larry Flynt (1942–2021)
Helen Meier (1929–2021)



«Ich bin der Schlimmste»: Hustler-Verleger Flynt.

Ein *hustler* ist ein Schwindler oder Betrüger im besten Fall, andernfalls ein Stricher. Larry Claxton Flynt junior war weder das eine noch das andere, ein angenehmer Mensch war er auch nicht.

Aufgewachsen in Kentucky in Armut, brach er die Schule ab, riss von zu Hause aus, fälschte einen Ausweis und fand Aufnahme in der Armee – mit fünfzehn. Nach seiner ehrenvollen Entlassung kaufte er der Mutter die Bar ab und verdiente rasch Geld damit. Sein Geschäftsmodell war zeitlebens, das zu verkaufen, was er selbst am meisten wollte: Mädchen und Sex. Oder, in seinen Worten, «Schlampen, Nutten, Ficken».

Er eröffnete den ersten Klub in Ohio mit Nacktkellnerinnen, der Name des Ladens war «Hustler», das Jahr 1968. Seine Arbeitstage dauerten zwanzig Stunden, Amphetamin sei Dank, von nun an ging's bergauf: Mehrere «Hustler Clubs» entstanden, einige machten eine Viertelmillion Dollar im Jahr, einige das Doppelte, ein Vermögen.

1974 erschien die erste Ausgabe des *Hustler*-Magazins. Der *kicker* waren sogenannte Pink Shots, geöffnete Vulven (Wikipedia). Während der *Playboy* weichgezeichnete Busen zeigte, bediente *Hustler* den *dirty man*, den *Grüsel*, der keine Kunstwerke sehen wollte, sondern Geschlechtssteile.

Was Stürme des Protests und Wellen von Klagen erzeugte. Aber auch einen Ozean von Einnahmen für den Verleger. Dieser war nicht bloss schamlos, er kannte auch keinen Respekt – er veröffentlichte Paparazzi-Bilder von Jacqueline Kennedy Onassis, die sich oben ohne sonnte. Oder

druckte eine erfundene Story, in der der damals berühmte Fernsehprediger Jerry Falwell seine erste sexuelle Erfahrung beschrieb (angeblich mit der Mutter auf dem Klo).

Es folgten lange Rechtsstreite, die Flynt mehrheitlich gewann. Weil er sich auf die verfassungsmässige Meinungsfreiheit berief. «Wenn die Meinungsfreiheit auch für mich gilt, ist sie gut für alle – denn ich bin der Schlimmste», sagte er.

1978 wurde er vor einem Gerichtsgebäude in Georgia angeschossen und so schwer verletzt, dass er den Rest seines Lebens gelähmt war. Der Schütze, ein den Behörden bekannter Rassist, wurde später wegen anderer Verbrechen hingerichtet. Das Attentat auf Flynt, nebenbei erwähnt, hatte er nicht auf seiner Sexualmoral fusend begangen, sondern weil dieser auch Fotos von weissen Frauen mit schwarzen Männern beim Akt verbreitete.

Flynts vierte Ehefrau, Althea, hatte beim Aufbau des Unternehmens geholfen; sie war HIV-positiv und ertrank 1987 in der Badewanne der Villa des Paares in Los Angeles. Ein Jahr später heiratete er erneut und hatte in der Folge fünf Kinder. Die älteste Tochter Tonya wurde zur Aktivistin gegen Pornografie und warf dem Vater vor, er habe sie als Kind sexuell missbraucht (Larry Flynt bestritt dies).

Zu den besten Zeiten hatten Flynts Firmen einen Wert von schätzungsweise 400 Millionen Dollar. Er ist vergangene Woche in L.A. infolge Herzversagens gestorben. *Mark van Huisseling*

Eine «Liebe Stimme» (Buchtitel) ist verstummt. Alles, nur nie süsslich. Im Wohnzimmer der Annette von Droste-Hülshoff oberhalb Meersburg trug die Droste-Preisträgerin im Spätherbst ihres Lebens (2015) ihr Lieblingsgedicht vor: «Die Mergelgrube», gedichtet von einer Frau, bekannt durch Verse wie: «Wär' ich ein Mann doch mindestens nur». Ein Lobpreis grauen Gesteins, über das der «Todtenkäfer» huscht. Wie Meier! Ihre «Liebe Stimme» kommentiert das urweibliche Element: «Ich hasse Wasser.»

Ein Leitwort der herben Dichterin lautet «Stürzen». Das «Torkeln entlang des Falls» (2017) übend, für welchen Titel ohne das Engagement ihres letzten Lektors Charles Linsmayer es für die geniale Nichtmitmacherin kaum mehr gereicht hätte. Das Ende des Ammann-Verlags (2010) empfand sie als Absturz schlechthin. Ihm verdankte sie die späte Publikation ihres Lebenswerks, so den Prosa-band «Das Haus am See» (1987), welcher für dieses Motiv Massstäbe zu setzen wusste wie seit Daphne du Maurier («Rebecca») wohl keiner Autorin mehr gelungen. Egon Ammann machte die lange als skurrile Lehrerin Missachtete zur Marke. Die Ernst-Willner-Preisträgerin liess Prosakitsch aus ebenso wie Feminismus-Lamento. Sie kannte sich selber, weswegen ihr Glaube an das Gute, auch bei Frauen, sich in Grenzen hielt. Dass sie sich spät mit lesbischen Erfahrungen outete, war aktuell ungefährlicher als der Halbmeterturm aufbewahrter *Weltwoche*-Nummern in ihrer Wohnstube. Sie liebte nun mal das Abseitige.

Pirmin Meier



Alles, nur nie süsslich: Autorin Meier.

So locker war der Staat noch nie

Die Stützungsmaßnahmen in der Corona-Zeit sind x-fach umfangreicher als nach der Finanzkrise.



Unternehmen die Schweiz genug, um der Wirtschaft über die Corona-Krise hinwegzuhelfen? Die Ökonomen-Expertengruppe der Covid-Task-Force des Bundes ist der Ansicht, dass der Staat grosszügig sein und zahlen soll, «was immer es braucht». Andere Ökonomen, Finanzminister Ueli Maurer und bürgerliche Politiker warnen vor übertriebenem Schuldenmachen. Die staatlichen Stützungsmaßnahmen in der Corona-Krise summieren sich für die Schweiz bisher auf knapp 88 Milliarden Franken, das sind 12,1 Prozent des Bruttoinlandprodukts von 2019.

Wie die Ökonomen Christoph Schaltegger und Lukas Mair von der Universität Luzern kürzlich darlegten, ist dieses Paket umfangreicher als die Stabilisierungsmassnahmen, die vor gut zehn Jahren in der Finanzkrise beschlossen wurden, und erst recht viel grösser als alle Stützungsaktionen in früheren Krisen.

Jetzt sei aber ein besonderer Notfall eingetreten, kommt der Einwand, das sehe man auch daran, dass Deutschland und Italien Pakete beschlossen hätten, die gegen 40 Prozent des BIP ausmachen, Frankreich eines von über 20 Prozent. Gegenargument: Die Schweizer Hilfen liegen sogar leicht über dem EU-Durchschnitt, der 10,7 Prozent beträgt.

Und vor allem: In der Schweiz ist der Einbruch der Wirtschaft erheblich milder ausgefallen als in den meisten anderen Ländern. Die Prognosen zum BIP-Rückgang liegen bei 3,3 Prozent oder vielleicht etwas höher. Und gemessen daran zählen die hiesigen Stützungsmaßnahmen zu den grosszügigsten im Kreis der Industrieländer.

Noch brisanter ist der Vergleich mit früher. Nach den Worten von Schaltegger betreibt der Bund in der Corona-Krise gemäss bisherigen Zahlen einen finanzpolitischen Aufwand, der etwa siebzehnmal so gross ist wie seinerzeit in der Finanzkrise. Und der Fiskalimpuls ist jetzt sogar um 700 Prozent grösser als in der Erdölkrise von 1975, als der Einbruch des BIP doppelt so stark war wie im Jahr 2020.

Man kann daraus auch schliessen: In einer Rezession, die durch behördliche Schliessungen von Firmen geprägt ist, ist offenbar die Bereitschaft zur öffentlichen Unterstützung besonders hoch. Daraus ergeben sich Gefahren, die heute erst ansatzweise erkennbar sind. Schaltegger und Mair haben herausgearbeitet, dass die automatischen Stabilisatoren wie Arbeitslosenversicherung und Kurzarbeit treffsicher und rasch wirken, die sogenannten diskretionären, extra beschlossenen Massnahmen dagegen vielfach verzögert erfolgen, schlecht dosiert sind und zu spät greifen. Der Anteil dieser Massnahmen ist jetzt besonders hoch.

Nach der Finanzkrise zum Beispiel wirkten diese Spezialimpulse laut Schaltegger erst dann, als die Konjunktur bereits wieder anzog, also prozyklisch. Das Gleiche könnte sich jetzt wieder abspielen. Das würde heissen, dass die Verschuldung massiv erhöht wird, um Geld in eine Wirtschaft zu schütten, die schon läuft und das gar nicht mehr braucht.

Läderach und die USA

Ein starkes Wachstumssignal aus dem Glarnerland: Die traditionsreiche Gruppe Läderach - Chocolatier Suisse baut ihre Stellung in den

USA schubartig aus. Das 1962 gegründete Familienunternehmen aus Ennenda und Biltlen übernimmt Mietverträge vom belgischen Schokoladeunternehmen Godiva für 34 Filialen in den USA. Bis Ende Sommer will man sie eröffnen. Bisher war Läderach mit wenigen Läden da vertreten, unter anderem in New York.

Kurz vor Ende 2020 hat CEO Johannes Läderach im Interview mit der *Weltwoche* auf die Frage nach den Expansionsplänen in den USA geantwortet: «Kürzlich haben wir in New Jersey eröffnet, in der Mall American Dream Meadowlands. In Washington D. C. bauen wir gerade einen Standort auf, der im Januar loslegt. Mittelfristig sehe ich Potenzial für etwa 35 Filialen. Aber eines nach dem anderen.»

Jetzt ist es also so weit. Das erinnert daran, dass Läderach 2004 mit dem Kauf von gut vierzig Filialen der Merkur-Kette eine grosse Expansion gelang. Die Produktion aus eigener Schokolade und Handarbeit soll in der Schweiz bleiben. In der Firma ist mit Elias Läderach, dem Bruder des CEO, zudem der «World Chocolate Master» von 2018 am Wirken.

Avenir Suisse fragt richtig

Der Wirtschafts-Think Tank Avenir Suisse hat die «Trade-offs bei der Pandemiebekämpfung» in einer Untersuchung zum Thema gemacht. Endlich fragt jemand klar nach dem Preis von Corona-Massnahmen. Das Berücksichtigen der verschiedenen Zielen in der Gesellschaft macht es nötig, dass man die Alternativen nüchtern gegeneinander abwägt. Und das zwingt die Politik dazu, die Zielkonflikte überhaupt mal zu benennen, nicht immer auszuweichen.

LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

Geht Sexappeal
mit Mitte 50? Klar,
Elizabeth Hurley
macht es vor.
Dominique Feusi, Seite 60



Die Grossartigkeit der Möglichkeit am Horizont.

Peter Doig, *100 Years Ago (Carrera)*, 2001 — Vielleicht ist «Elegie» das richtige Wort, um diese in Melancholie getauchte Freiheit eines Menschen in einem Kanu mitten auf dem Wasser zu fassen. Der Mensch kann auf dem Boot paddeln, wohin er möchte, er weiss aber nicht, wohin er gelangt: in einen Irrgarten oder in eine liebliche Landschaft, zu sich hin oder von sich weg, in die Üppigkeit oder in die Leere.

Das Kanu ist das Lieblingsmotiv des schottischen Malers Peter Doig (geb. 1959), und natürlich ist es eine Allegorie auf die grundlegende Problematik des Menschseins, die, einfach ausgedrückt, darin besteht, in einem Boot zu sitzen, das einen gelegentlich nicht nach-

vollziehbaren Kurs einschlägt und dabei jederzeit droht, Leck zu schlagen.

Mit ein bisschen Glück jedoch kann es dem Menschen gelingen, von den Ufern seines Lebens zu seinen inneren Küsten zu gelangen. Er sitzt dann in seinem Boot unweit seines Ufers und treibt auf seinem Fluss durch Stürme und Flauten, durch Schönheit und Elend, so lange, bis der Fluss in den Hades mündet.

Oft klatschen Wellen der Unsicherheit gegen sein Boot, diese Wegbegleiter jener, die den Mut haben, ihre Ufer zu verlassen, um an ihre Küsten zu gelangen. Die lieber Wind in den Händen halten, als Boden unter den Füssen zu haben. Die die Gefahr des Kenterns auf

dem Meer dem Stolpern an Land vorziehen. Die sich freier fühlen im Ungewissen als im Bestimmten.

Und die die Grossartigkeit der Möglichkeit am Horizont haben aufscheinen sehen, dass ihnen nach langen Märschen und langen Fahrten beides offensteht, ihre Ufer und ihre Küsten. Die gelernt haben, dass beides auch ein selbstgebautes Gefängnis sein kann. Und dass sie es sind, die die Mauern jederzeit wieder einreissen können. Und gelegentlich spielt es dann keine Rolle mehr, wo sie sich befinden. Weil Ufer und Küsten im Einklang zwar nicht verschmolzen sind, zumindest aber so scheinen.

Michael Bahnerth

Klabumm, schnarräng, radatsch!

Ein Witzbold für Kinder – so wurde Wilhelm Busch lange dargestellt.
Hinter dem Autor von «Max und Moritz» verbirgt sich ein kluger Beobachter.

Wolfgang Koydl

Wilhelm Busch: Sämtliche Werke und eine Auswahl der Skizzen und Gemälde in zwei Bänden. Hrsg. von Rolf Hochhuth. C. Bertelsmann. 2222 S., Fr. 47.90

Friedrich von Schiller ist der wohl ertragreichste Lieferant geflügelter Worte in der deutschen Sprache, wobei gefühlt die Hälfte seiner Sätze einem einzigen Drama, dem «Tell», zu entspringen scheint: von der züchtigen Hausfrau über die Axt im Haus bis hin zur hohlen Gasse. Doch ein Autor ist ihm überlegen. Seine Sprüche sind so tief in den Alltagswortschatz eingedrungen, dass sie – höchste Ehre für einen Schriftsteller – als Volksgut gelten: «Und die Moral von der Geschicht», «Wer Sorgen hat, hat auch Likör», «Vater werden ist nicht schwer [. . .]». Wilhelm Busch, so scheint es, hatte das richtige Wort für jede denkbare Gelegenheit: schnippisch, spöttisch, aber zugleich oft auch weise.

Spiessers Vergnügen?

Der Unterschied zwischen den beiden Dichtern besteht darin, dass Schiller in den Olymp der deutschen Klassik entrückt wurde, derweil Busch als Humorist und Kinderbuchautor verniedlicht wird – «Max und Moritz» gleichsam als Vorläufer der Rohrstock schwingenden Moral-Postille «Struwelpeter». Dieser Ruf hallte lange nach. Noch Heinrich Böll nannte es ein «nationales Unglück», dass der Humor der Deutschen vom Schöpfer der «Frommen Helene» geprägt worden sei. Der nicht unbedingt für seinen Witz bekannte Nobelpreisträger wollte in Buschs Werk gar die «Spekulation auf das widerwärtige Lachen des Spiessers» erkennen.

Als ob Spiesser Vergnügen empfänden an den Streichen von Max und Moritz. Sie sind schliesslich deren Opfer, und auch wenn die beiden Buben ein grässliches Ende nehmen, so verletzten sie doch Ehre, Würde und Gesundheit der braven Spiessbürger – zum Gaudium der meist jungen Leser. Buschs Helden mögen oft grausam und blutig scheitern, aber

sie haben wenigstens aufgemuckt, nach dem Motto: «Was man besonders gerne tut, ist selten ganz besonders gut.» Kein Wunder, dass Buschs Geschichten in den 1860er Jahren ebenso als jugendgefährdender Schund galten wie Micky Maus hundert Jahre später in der spießigen Bundesrepublik.

Erst allmählich beginnt sich das Bild Wilhelm Buschs zu ändern, erkennt man in ihm den bissigen Kritiker der Kirche («Wer in Glaubensfragen den Verstand befragt, bekommt unchristliche Antworten») und des pompösen Kaiserreichs («Der Ruhm, wie alle Schwindelware, hält sel-

Buschs Helden mögen oft grausam und blutig scheitern, aber sie haben wenigstens aufgemuckt.

ten über tausend Jahre»). Als Aphoristiker fasst er in seinen besten Momenten das Gesamtwerk Schopenhauers in einem Vers zusammen: «Das Gute – dieser Satz steht fest – ist stets das Böse, was man lässt!» Oder er erweist sich als kongenialer Seelenverwandter Lichtenbergs: «Unterhaltung besteht meistens nicht darin, dass man

selbst etwas Gescheites sagt, sondern dass man etwas Dummes anhören muss.»

Allgemeine Anerkennung findet Busch allerdings als Urvater des Comics. Als der US-Verleger Randolph Hearst sich Ende des 19. Jahrhunderts witzige Bildergeschichten für seine Zeitungen wünschte, erwähnte er ausdrücklich «Max und Moritz» als Vorbild. Das Ergebnis waren die «Katzenjammer Kids», die ihrerseits Zeichner wie Disney oder Hergé inspirierten. Kein Comic ist komplett ohne lautmalende Ausrufe und Geräusche, und auch hier war Busch ein Wegbereiter: «ritzeratze», «rickeracke», «schnupdiwup», «klabumm», «schnarräng», «radatsch» – alles seine Wortschöpfungen. Vermutlich fand auch Erika Fuchs, die legendäre Deutsch-Übersetzerin von «Micky Maus», Inspiration und Anregung bei dem Altmeister: seufz.

Man weiss nicht, ob sich Busch, der ewige Hagestolz, der sich in einem niedersächsischen Dorf verkroch, über die mangelnde Anerkennung als ernster Künstler grämte. Einige wenige Ausflüge ins ernste Fach – die Novelle «Eduards Traum» etwa oder der Lyrikband «Kritik des Herzens» – wurden verrissen. Er war festgelegt als Humorist. Wenn man über ihn nicht lachen konnte, schien es nichts zu taugen. Auch Busch selbst nahm seine Bildergeschichten, die ihn berühmt machten, nicht wirklich ernst. Er betrachtete diese «Schos», wie er sie nannte, als «Nürnberger Tand, als Schnurrpfeifereien, deren Wert nicht in ihrem künstlerischen Gehalt, sondern in der Nachfrage des Publikums zu suchen» sei.

Unerreichbare Ideale

Dasselbe galt auch für seine Zeichnungen. Viel lieber wäre Busch ein Künstler geworden, für den die niederländischen Meister das unerreichbare Ideal waren. Doch Kunststudien in Düsseldorf, Antwerpen und München brach er frustriert ab, weil er glaubte, nicht gut genug zu sein. Viele seiner Gemälde vernichtete er, oder er liess sie auf dem Speicher verrotten. Im Alter rechnete er im «Maler Klecksel» mit der Kunstszene ab:



Voller Selbstzweifel.: Maler Klecksel.



Schnippisch und spöttisch, aber weise: Aphoristiker Busch.

«Leicht kommt man an das Bildermalen. Doch schwer an Leute, die's bezahlen.»

Immerhin verschaffte ihm sein Studienaufenthalt in der bayerischen Kunstmetropole Zugang zu den humoristischen Publikationen «Münchener Bilderbogen» und «Fliegende Blätter». Für deren Verleger Kaspar Braun begann er, Karikaturen und Gebrauchstexte zu verfassen, was dem Endzwanziger endlich zu einem geregelten Einkommen verhalf. Zum ersten Mal in seinem Leben war Wilhelm unabhängig von den Zuwendungen seiner Eltern und schuldenfrei.

Braun war es auch, der 1865 die Rechte an der «Bilderposse» «Max und Moritz» erwarb – pauschal für 1000 Gulden, was etwa zwei Jahreslöhnen entsprach. Es war eine fürstliche Vergütung für Busch, der zuvor vergeblich versucht hatte, die Streiche der beiden Laus-

buben anderen Verlagen zu verkaufen. Aber auch für Braun erwies es sich als Glücksgriff. In Buschs Todesjahr waren die 56. Auflage und 430 000 verkaufte Exemplare erreicht.

Durch Buschs Gesamtwerk ziehen sich zwei Linien, die eine makaber, die andere tragisch. Viele seiner Protagonisten nehmen ein blutiges Ende, wobei die Todesarten so extrem sind wie grausam. Diesen Umstand nutzte der schwedische Autor und Regisseur Måns Mårild für seine kürzlich ausgestrahlte TV-Produktion «Schatten der Mörder». In ihr stellt der Mörder die Streiche von «Max und Moritz» an seinen Opfern mit tödlicher Präzision nach.

Kampf mit dem Alkohol

Der tragische Aspekt in Buschs oft nur vermeintlich heiteren illustrierten Possen spiegelt den Kampf ihres Autors mit dem Alkohol

wider. Auf Teufel komm raus wird bei ihm gezecht, gebechert und bis zur Bewusstlosigkeit getrunken. Hier kannte Busch sich aus, denn auch er, der sich trotz seines Erfolgs stets als unzureichend und als gescheitert sah, suchte Trost und Vergessen im Trinken. Aber auch hier konnte er sich den Spott nicht verkneifen: «Enthaltbarkeit», schrieb er ironisch, «ist das Vergnügen an Sachen, welche wir nicht kriegen.»

Als er dann noch feststellte, dass er zum Lesen und zum Zeichnen eine Brille brauchte, rührte er keinen Stift mehr an. Die letzten Lebensjahre verbrachte er zurückgezogen in dem Dorf Mechtshausen am Harz. Die bitter-süße Qualität eines solchen Lebens hatte er schon Jahre zuvor knapp auf seiner Feder aufgespiess: «Wer einsam ist, der hat es gut, weil keiner da, der ihm was tut.»

Rütli der Schweizer Juden

Peter Bollag

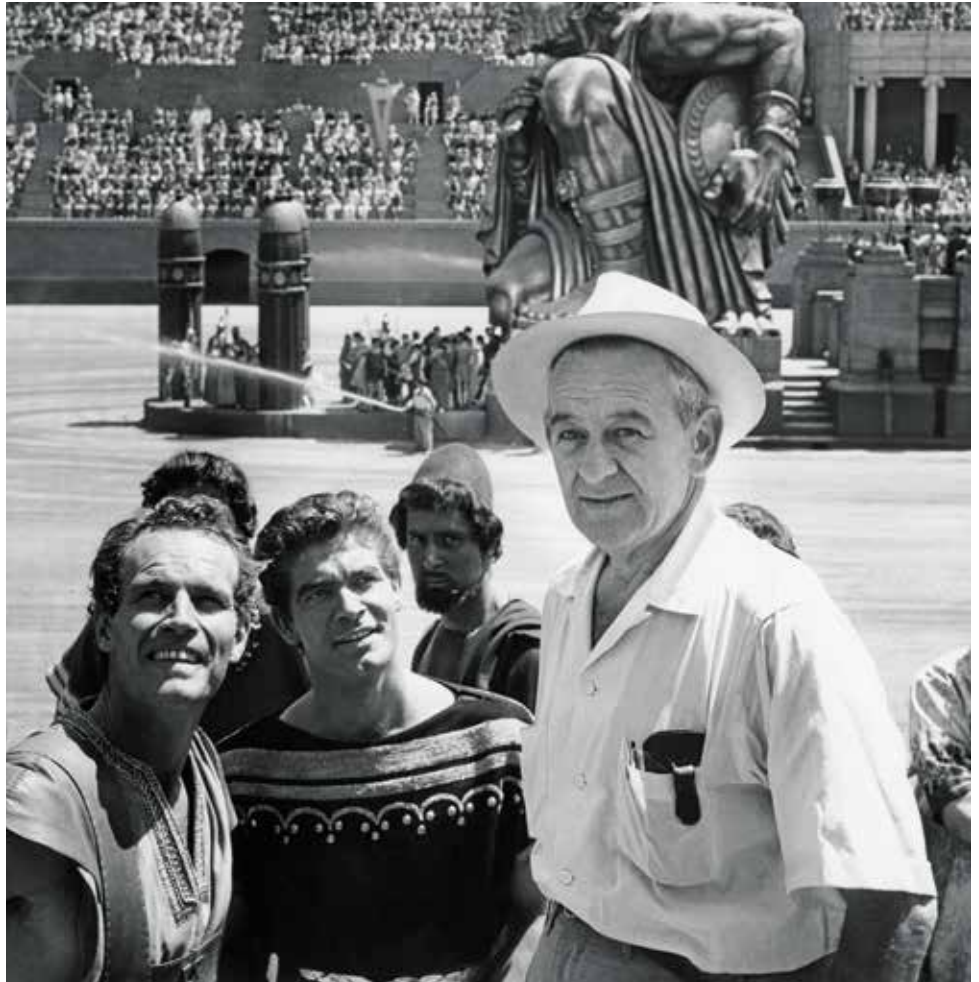
Jacques Picard und Angela Bhend (Hg.):
Jüdischer Kulturraum Aargau. Hier und Jetzt.
560 S., Fr. 63.90

Vermutlich können selbst Interessierte mit dem Titel «Jüdischer Kulturraum Aargau» nicht unbedingt gleich auf Anhieb etwas anfangen. Denn zum einen ist der gerne auch als «Durchgangskanton» bezeichnete Aargau längst kein Zentrum jüdisch-schweizerischen Lebens mehr, wenn er auch noch immer über einige kleinere jüdische Gemeinden auf seinem Gebiet verfügt. Doch geht es Herausgeberin Angela Bhend und Herausgeber Jacques Picard nicht zuletzt darum, den Scheinwerfer auf jene Epoche zu richten, als ein kleiner Teil des Aargaus tatsächlich jenes Zentrum war. Und was den Begriff «Kulturraum» angeht, verwenden ihn die Herausgeber darum, «weil sich die jüdischen Aargauerinnen und Aargauer migratorisch von Lengnau bis Baden und Zürich, von Endingen bis Bremgarten und Bern, vom Surbtal bis nach Aarau, Tel Aviv oder New York bewegten», wie sie schreiben.

Endingen und Lengnau, beide im noch immer idyllischen Surbtal gelegen, nehmen im Buch auf 500 Seiten, verfasst von rund vierzig Autorinnen und Autoren, nicht umsonst einen gewichtigen Raum ein. Denn die beiden auch als «Judendörfer» bekannten Orte wurden den jüdischen Familien im Aargau seinerzeit als einziges Wohngebiet zugewiesen. Dass der Aargau, der erst 1803 zum Kanton wurde, damals als praktisch einziges Gebiet der Schweiz überhaupt Juden erlaubte, sich hier anzusiedeln, hat wiederum mit deren Status als sogenannte Schutzjuden in der Grafschaft Baden zu tun, wobei sie sich diesen Status jeweils vom Landvogt erkaufen mussten. Eine gewisse Rolle spielte auch der Ort Zurzach mit seiner bekannten Messe «als Schaltstelle zwischen regionalen und internationalen Waren- und Wechselkrediten», wie es im Buch heisst. Doch hier waren Juden bloss als Händler willkommen und eben nicht als Bewohner.

Unbekanntes, auch Ausgefallenes

Endingen und Lengnau werden gerne auch als «Rütli der Schweizer Judenheit» bezeichnet und sind, spätestens, seit Charles Lewinsky 2006 den Roman «Melnitz» (der im Buch ebenfalls Erwähnung findet) herausgebracht hat, auch literarisch im deutschsprachigen Raum und weit darüber hinaus bestens verortet. Weniger bekannt ist, dass sich die Struktur der jüdischen Bevölkerung in den beiden Dörfern deutlich voneinander unterschied: Im ländlichen Endingen lebten viele Juden vom Vieh-



Im Surbtal einen Jass geklopft: «Ben Hur»-Regisseur William Wyler (mit Hauptdarsteller Charlton Heston links).

handel, im etwas grösseren Lengnau waren die ansässigen Israeliten oft Händler oder Makler, es gab hier sogar so etwas wie eine jüdische Mittelschicht. Und dann gab es ja noch die berühmten Doppeltüren mit separaten

Und dann gab es ja noch die Doppeltüren mit separaten Eingängen für Christen und Juden.

Eingängen für Christen und Juden. Diese sind heute unter der Bezeichnung «Doppeltürli» sogar als Schokolade erhältlich, was die nicht immer harmonische Beziehung der beiden Religionen in ein etwas milderes Licht taucht.

Ausführlich zu lesen ist dann auch, wie nach der Emanzipation 1866 die beiden Orte von der jüdischen Bevölkerung nach und nach aufgegeben wurden – die berühmte «Abstimmung mit den Füissen». Endinger und Lengnauerinnen schwärmten nun in alle Welt aus. Eine dieser Geschichten erzählt das Buch «Die Guggenheims – Eine amerikanische Dynastie und ihre Aargauer Herkunft» (Autor Roy Oppenheim). Auch der noch immer bekannte Regisseur William Wyler (1902–1981), der selbst zwar nur kurze Zeit im Surbtal verbrachte, sah seine Wurzeln selbst im

fortgeschrittenen Alter in den USA noch immer in diesem ländlichen Gebiet. Wyler, unter anderem als Hollywood-Regisseur des Sandalenfilmes «Ben Hur» mit Kirk Douglas in der Hauptrolle berühmt geworden, bestand darauf, bei einem Besuch 1960 im Surbtal einen richtigen Jass mit den Dorf-Honoratioren zu «klopfen», wie Karen Roth-Krauthammer schildert.

Das Verdienst des Werkes ist es aber nicht zuletzt, dass es ebenso konsequent Unbekanntes, auch Ausgefallenes dieses Kulturraumes genau in den Blick nimmt. Etwa im Artikel über jü-



dische Jugendliche des zionistischen und linken Jugendbundes Haschomer Hatzair. Aus der ganzen Deutschschweiz kam ein Teil dieser Jugendlichen Anfang der 1950er Jahre auf dem Bahnhof Brugg zusammen, wo sie, vermutlich unter den verwunderten Blicken der umstehenden Passanten, unter anderem den israelischen Hora-Tanz zum Besten gaben. Autorin Noëmi Sibold erzählt die spannende Geschichte unangepasster jüdischer Jugendlicher anhand einer einzigen Fotografie.

Oder der Bericht von Thomas Fässler über vierzehn jüdische Frauen im Kloster Fahr, vor den Toren Zürichs gelegen und damit rein geografisch nur ganz knapp zum Kulturraum gehörend. Diese Flüchtlinge, die im Herbst 1943 ins Kloster kamen, wurden dort zwar nicht durchwegs mit offenen Armen aufgenommen, fanden hier aber doch mehr als nur eine Bleibe.

Zwar gibt es auf den 500 Seiten die eine oder andere Doppelspurigkeit, die sich wohl hätte vermeiden lassen. Das Buch könnte dennoch zum grossen Nachschlagewerk für ein Gebiet werden, das als Ursprungs- und Verbreitungslandschaft weit über seine geopolitische Bedeutung hinausgeht.

Sturm auf den Hügel des American Dream

Marc Neumann

Seit sie am 20. Januar 2021 zur sechsten Poetin avancierte, die bei der Amtseinführung eines US-Präsidenten zur Lesung eines Gedichts eingeladen wurde, geht es für die 22-jährige Amanda Gorman steil bergauf: Ihrer Performance vor der Kulisse des Kapitols unter den Augen von Präsident Joe Biden und Vizepräsidentin Kamala Harris folgten Auftritte in Talkshows, ein Interview mit Michelle Obama, und am 7. Februar adressierte sie gar das weiland wenig kunstgeneigte Publikum des Endspiels der National Football League (NFL), des Super Bowl. Dem Mega-Event der NFL schauten 100 Millionen Menschen zu. Zwischen Nationalhymne und Kick-off besang Gorman drei heldenhafte «Captains» der Nation, einen Marineoffizier, einen Lehrer und eine Krankenpflegerin. Gormans Aufstieg als «kometenhaft» zu bezeichnen, ist für einmal angebracht.

Stilikone

Dabei ist ihre Lyrik bescheiden, wie ein Blick auf das Inaugurationsgedicht nahelegt. Gewiss, mit ihrer Frage, wo noch Licht zu finden sei im nie endenden wollenden Dunkel, traf sie am Tag der Vereidigung einen Nerv, insbesondere von Wählern der Demokraten. Die hoffnungsvolle Antwort, dass es immer Licht gebe, wenn wir mutig genug seien, es zu sehen und zu sein, ist indes etwas gar *new-agey* und platt.



Voll eingeschlagen: Poetin, Model, Selbstvermarkterin Gorman.

Der gleiche Eindruck zieht sich durch die 111 Verse von «The Hill We Climb», das mehr prosaische Predigt als Poesie ist. Gemahnt der Hügel, den wir erklimmen, an Sisyphus oder an Jesus' Bergpredigt? Führt auf Gormans Hügel ein Rückschritt in die «Vergangenheit», die es zu «reparieren» gilt? Spielt sie auf den 6. Januar an, als dunkle Mächte den Hügel des Kapitols stürmten, beinahe die «Nation erschütterten», das «Land zerstörten» und die «Demokratie verzettelten»? Wir wissen es nicht. Inhaltlich bleibt es raunend und vage.

Auch sprachlich ist das Gedicht die ewige Wiederkehr von Klischees. Wortspielereien von «what just is» zu «isn't always justice» sind flach, weil mit dem lyrischen Dampfhammer geschmiedet. Die Homografie von «arms» als Waffen und Arme kennen wir seit den Dire Straits. Auch der Rest des poetischen Instrumentariums ist schwächling: Inversionen von Buchstaben und Worten, Stabreime und Alliterationen bis zum Abwinken. Eine Maya Angelou, die bei Bill Clintons Vereidigung 1993 vortrug, ist Gorman nicht.

Dafür beeindruckt sie als Stilikone mit Geschäftssinn. Ihr Mix aus Poetry Slam mit Rap-Anleihen und afro-schickem Outfit (knallgelbe Prada-Jacke, rotes Prada-Haarband bei der Inauguration) schlug voll ein. Die *New York Times* verstieg sich zur Hymne auf ihren Kopfschmuck. Kein Wunder, wurde Gorman flugs von der Modelagentur IMG unter Vertrag genommen. Sobald IMG lukrative Branding-Deals aushandelt, dürfte Gormans Kasse klingeln – die sich bis dann bereits aus Buchverkäufen füllt: Gemäss Medienberichten wird ihr Verlag Penguin Random House dieses Jahr je eine Million Exemplare von zwei Gedichtbänden und einem Bilderbuch auf den Markt bringen.

Nicht schlecht für die Tochter einer allein-erziehenden Mutter aus Los Angeles. Ihr phänomenaler Erfolg macht die 22-jährige Afroamerikanerin mit angeborenem Sprachfehler und Hörbeeinträchtigung zum neuen Gesicht des amerikanischen Traums. Ihrem wirtschaftlichen *pursuit of happiness* soll man ein Kränzlein winden: Gormans (Selbst-)Vermarktung ist so geschickt wie geschäftstüchtig. Und ihre *Story from rags to riches* hat erst begonnen: 2036 will Gorman für das Amt der Präsidentin kandidieren. Ob sie auch diesen Hügel erklimmt?

Opfer von allem und jedem

Anton Beck

Nam-Joo Cho: Kim Jiyoung, geboren 1982. Kiepenheuer & Witsch. 208 S., Fr. 27.90

Die Erwartungen an diesen Roman sind hoch, die Kritiken weltweit gut, der britische *Guardian* lobte ihn als «Sensationserfolg aus Südkorea», und die *New York Review of Books* bezeichnete «die millionenfach verkauften Exemplare [...] als eine Art Mitgliederausweis, der die kollektive Erfahrung der Erniedrigung von Frauen belegt». Damit ist auch bereits gesagt, wovon «Kim Jiyoung, geboren 1982» handelt, nämlich von der Biografie einer Frau, die «irgendwo da draussen» lebt und so etwas wie die durchschnittliche Koreanerin darstellen soll.

Öde These

Nam-Joo Cho, die in Korea als Drehbuchautorin Bekanntheit erlangte, erzählt Jiyoungs Lebend, beginnend im Jahr 1982 bis hin zum Jahr 2016. Die allumfassende These: Kim Jiyoung und alle anderen Frauen ihrer Familie vor ihr waren und sind Opfer des systematischen Sexismus, der in Südkorea vorherrscht. So viel Botschaft kippt dann leider schnell ins Mahnende, und manchmal ödet die Konsequenz, mit der diese These erzählt wird, auch an: Man möchte Nam-Joo Cho bei der Lektüre gerne sagen, dass Menschen nicht in jeder einzelnen Lebenssituation, nicht in jeder Schulstunde oder an jedem Arbeitstag bloss Opfer ihrer Umstände sind. Etwa wenn Kim Jiyoung sich zusammen mit ihrem Partner freiwillig und bewusst für die Gründung einer eigenen Familie entscheidet und sich nur einige Sätze später schon wieder unterdrückt und bevormundet sieht. Männliche Stimmen, Sichtweisen oder Befindlichkeiten fehlen im Roman ganz und gar.

Und doch, trotz dieser Einseitigkeit besticht «Kim Jiyoung, geboren 1982» durch die Sprache. Kein Wort zu viel, mal nüchtern informativ, mal poetisch nahbar. Das klingt dann so: «Im Jahr 2014, dem Jahr als Jiyoung ihre Arbeit aufgab, kündigte jede fünfte verheiratete Südkoreanerin ihren Job wegen Heirat, Schwangerschaft oder Kinderbetreuung beziehungsweise Kindererziehung», oder so: «Die Miene ihrer Mutter hellte sich auf, und sie verliess das Zimmer leichten Schritts». «Kim Jiyoung, geboren 1982» ist ein typisches *MeToo*-Buch, wenn auch stilistisch ausgeprägter als die meisten des Genres, die sich oft einer monotonen und einfallslosen Sprache bedienen und ganz auf die Schlagkraft der Story vertrauen. Der Brisanz, die der Verlag dem Buch anheften will, wird es aber nicht gerecht.



Kettenreaktion im Hirn: Shelley Duvall in «The Shining».

Übererregung im Frontallappen

Daniela Niederberger

Gerald Hüther: Wege aus der Angst.
Über die Kunst, die Unvorhersehbarkeit
des Lebens anzunehmen.
Vandenhoeck & Ruprecht. 128 S., Fr. 29.90

Der Neurobiologe Gerald Hüther forscht seit vielen Jahren zum Thema Angst. Diese grassiert derzeit wegen Corona, und deshalb beschreibt er in einem neuen Buch, warum wir Angst zwar zum Überleben brauchen, wie sie aber auch aus dem Ruder laufen und vor allem: wie sie gezielt geschürt und instrumentalisiert werden kann.

Wir müssen die Angst nicht überwinden oder unterdrücken – wir brauchen sie. Hüther beschreibt, was Angst in unserem Körper und Hirn macht. Im Hirn geht es los: Im Frontallappen kommt es zu einer Übererregung, es ist kein «vernünftiges» Handeln mehr möglich, es übernehmen tiefer liegende, uralte und stabilere Netzwerke. Wird kein Ausweg gefunden, greift das Hirn auf ein archaisches Notfallprogramm

zurück: Angriff, Flucht oder ohnmächtige Erstarrung. Gleichzeitig läuft im Körper eine Kettenreaktion ab: Ausschüttung von Adrenalin und Cortisol, Umstellung des Stoffwechsels (alles Unnötige wird heruntergefahren). All das ist sehr unangenehm, macht uns aber in unmissverständlicher Weise darauf aufmerksam, dass Gefahr droht. Der Mensch will nicht, dass sich dies unnötig oft wiederholt, also sucht er Lösungen, damit es ihm künftig erspart bleibt. Er versucht, die angstauslösenden Verhältnisse zu ändern, er passt sich selber an, oder er ändert seine Haltung den Dingen gegenüber, auf die es im Leben ankommt – laut Hüther der beste Weg.

Es muss nicht gerade ein Löwe sein

Es gibt grosso modo zwei Arten von Angst: die Angst vor etwas sehr Realem – es muss nicht gerade ein Löwe sein, der vor uns steht. Ein Haus brennt, ein Kind ist in den Fluss gefallen. Komischerweise berichten Feuerwehrleute oder der Vater, der in die Fluten springt, dass sie keine Angst gehabt hätten. Erstere wissen, dass sie kompetent sind, und haben darum keine Angst, Letzterer reagiert automatisch und hat keine Zeit, Angst zu haben. Das kommt nachher.

Die zweite, häufigere Angst findet in unserer Vorstellung statt. Ein unbekanntes Virus, das uns möglicherweise existenziell bedroht; der Gang durch den nächtlichen Stadtpark. Diese Angst ist insofern hilfreich, als dass sie uns vorsichtig werden lässt. Allerdings können wir nicht wissen, ob unsere Vorstellung der Bedrohung

Wird kein Ausweg gefunden, greift ein archaisches Notfallprogramm: Angriff, Flucht oder Erstarrung.

zutreffend ist. Was den Menschen am meisten Angst macht, sind Ratlosigkeit und Hilflosigkeit. Was dagegen hilft, ist eine sinnstiftende Aufgabe im Leben oder die Religion. Den anderen bleiben mehrere Wege, um das Gefühl der Angst zurückzudrängen: ängstliche Vorsicht, straffe Kontrolle, oder man sucht sich einen Leithammel, der einem Sicherheit gibt. Und natürlich all die Möglichkeiten, sich einzulullen: Netflix, das Gläschen am Abend, Schokolade, dauernde Action und Ablenkung oder das Konsumieren von News rund um die Uhr.

Wer profitiert davon, wenn die Leute Angst haben? Einmal die Medien. Bei ihnen ist die

Versuchung gross, die Angst noch zu steigern. So wird mehr gelesen, was mehr Abos und Klicks zur Folge hat und mehr Werbeeinnahmen. Hüther fragt: «Und was fesselt die Aufmerksamkeit besser als Berichte über eine sich anbahnende allgemeine Gefahr?»

Wem nützt die Angst sonst noch? Den Experten. Das ist für sie die Gelegenheit, so Hüther. Sie können warnen, wie gefährlich die Situation sei, und die Bedeutung ihres Fachs und ihrer Person bei der Bewältigung der Krise hervorheben. Das Warnen erzeugt natürlich Angst in der Bevölkerung; sie hängt den Experten nun förmlich an den Lippen. Und Regierungen ergreifen die Gelegenheit beim Schopf und zeigen, wie kompetent sie eine Gefahr bannen können.

Gerald Hüthers Buch ist lehrreich, vor allem der Teil, der schildert, wie Angst wirkt und wie sie gezielt verstärkt werden kann. Die Sprache ist analytisch-nüchtern; manche Wiederholung lässt vermuten, dass das Buch recht schnell geschrieben wurde. Anlass war die weltweite Corona-Angst – das Wort Corona kommt aber kaum vor, Hüther bleibt bei Andeutungen (ein kleines Virus, ungenannte Experten). Hat er selber Angst? Immerhin wurden Wissenschaftler, die sich kritisch über die ergriffenen Massnahmen geäussert haben, mundtot und lächerlich gemacht.

Bauer findet Kassiererin

Jürg Altwegg

Marie-Hélène Lafon: Die Annonce. Rotpunkt. Aus dem Französischen von Andrea Spingler. 180 S., Fr. 27.90

Frankreichs Kulturszene liegt am Boden und fürchtet ums Überleben. Opern, Kinos, Museen, Theater sind geschlossen. Im Verlagswesen aber ist die Stimmung zuversichtlich. Schriftsteller bezahlten den Buchhandlungen, die im Lockdown offenblieben, die Bussen. Die Leser boykottierten Amazon und kehrten in die unabhängigen Kleinbuchhandlungen zurück. Die Jurys der grossen Literaturpreise vergaben ihre Auszeichnungen aus Protest gegen die Regierung erst, als die Läden wieder öffnen durften – das Weihnachtsgeschäft lag um 35 Prozent über dem Vorjahr. Und sie krönten Romane, die von der wiedergefundenen Vitalität der französischen Literatur zeugen.

Literarisches Kleinod

Den Prix Goncourt bekam Hervé Le Tellier. Sein Roman «L'Anomalie» (Gallimard) erzählt von einem Flug zwischen Paris und New York, der das Leben seiner Passagiere auf den Kopf stellt: «Ein Roman, der noch verrückter

ist als die Realität des Jahres 2020», schwärmt ein Kritiker. Inzwischen wurden 800 000 Exemplare ausgeliefert und die Übersetzungsrechte in 35 Länder verkauft. Eine Verfilmung ist geplant – auf einen solchen internationalen Erfolg hat Frankreich seit Michel Houellebecq warten müssen.

Der gleichzeitig vergebene Prix Renaudot, der nach dem Goncourt die höchsten Auflagen generiert, ging an ein literarisches Kleinod. Und an einen exquisiten, traditionsreichen Pariser Verlag, der nicht den grossen Konzernen gehört. Sondern der Schweizerin Vera Michalski, Basler Pharma-Erbin und ebenso generöse wie anspruchsvolle Mäzenin in der Westschweiz. Ausgezeichnet wurde die tolle Schriftstellerin Marie-Hélène Lafon. Sie ist trotz mehrerer publizierter Bücher – und einer Verfilmung – bisher relativ unbekannt geblieben. Sie stammt aus der Provinz und schreibt über sie. Die deutsche Übersetzung ihres preisgekrönten Romans «Histoire du fils» wird im Zürcher Rotpunkt-Verlag erscheinen, der gerade begonnen hat, ihr Werk den deutschsprachigen Lesern zu erschliessen. Den Anfang machte der Roman «Die Annonce» aus dem Jahre 2009.

Dem Untergang geweiht

Aufgegeben hat eine solche der Bauer Paul aus Zentralfrankreich. Eine Reaktion kommt von einer Kassiererin namens Annette. Sie lebt im proletarischen Nordfrankreich, der Gatte ist im Gefängnis, der Sohn schulpflichtig. Sie treffen sich erstmals in Nevers, zeigen sich Fotos, erzählen aus ihrem Leben. Annette zieht zu Paul, der auf dem Hof mit zwei Onkeln – beide sind Junggesellen – und der ebenfalls unverheirateten Schwester Nicole zusammenlebt. Es gibt den Hund, die Kühe, das Fernsehen und die Lokalzeitung, die von Hand zu Hand geht. Es passiert wenig. Die Geschichte lebt von der grossartigen Schilderung der Protagonisten und dem Aufeinandertreffen zweier Welten, die dem Untergang geweiht sind.



Die Bibel Unterwelt

Denn du wirst meine Seele nicht der Unterwelt überlassen noch deinen Heiligen Verwesung schauen lassen (Apostelgeschichte 2, 27). – Die Pfingstpredigt des Apostels Petrus gab den Impuls zur Gründung der Christengemeinde in Jerusalem. Im Zentrum stand der Glaube, dass Gott auch über das Todesreich, den Hades, herrsche. Diese Auffassung brach mit den herkömmlichen Vorstellungen, nach denen der Hades die letztgültige Gottferne und Hölle sei. Er liegt nach alttestamentlicher Auffassung in den tiefsten Tiefen der Gruft (Jesaja 14,15) und entspricht dem hebräischen Scheol, dem unter dem Ozean gelegenen Totenreich.

Seine Merkmale sind Grab, Finsternis, Abgrund, Maden, Würmer und Staub. Immerhin enthält auch das Alte Testament Hinweise, gemäss denen der allmächtige Gott in jener Hölle gegenwärtig ist. Ein Beispiel ist der Psalm 16, aus dem Petrus in seiner Pfingstpredigt zitiert. Auch im Psalm 139 schreibt einer, der Gott nicht entfliehen kann: «Schläge ich mein Lager auf im Totenreich, sieh, du bist da.» Die Herrschaft Gottes über das Totenreich erreicht die Spitze im christlichen Bekenntnis: Jesus fuhr in die Hölle und wurde dort auferweckt.

Die Hölle als räumliche Unterwelt ist nicht mehr glaubhaft. Das ist auch nicht nötig, denn ausgerechnet der aufgeklärte Mensch des 20. Jahrhunderts schuf die Hölle auf der Oberwelt. Industrie und Technik vermehren den Wohlstand, eignen sich aber auch für Menschen-schinderei und Massenmord. Wiedergutmachen lässt sich derlei nicht, weder durch Litanei-artige Selbstanklage wie in Deutschland noch durch Leugnung und Verdrängung wie in Russland.

Die Frage, weshalb Gott das zuliess, schwärmt weiter. Aber die Nachricht, dass er sich der Hölle bemächtigt, lässt hoffen, dass die irdischen Abgründe unter Kontrolle kommen. Und dass das Leben den Tod überwindet.

Peter Ruch

Alles auseinandernehmen

Die Zukunft des Bauwesens liegt in der Kreislaufwirtschaft. Nur so können wir die begrenzten Ressourcen schonen.

Julia Hemmerling

Die Zahlen sind erschreckend: Das Schweizer Baugewerbe verursacht 30 Prozent der nationalen CO₂-Emissionen. Einen beachtlichen Teil steuert der jährliche Materialzuwachs von 63 Millionen Tonnen bei – hauptsächlich Kies, Sand und Beton –, der zugleich für den grössten Ressourcenverbrauch der Schweiz sorgt. Daneben produziert das Baugewerbe mit rund 74 Millionen Tonnen jährlich den grössten Anteil am Schweizer Abfallaufkommen. Davon sind 57 Millionen Tonnen Aushub- sowie Ausbruchmaterial. Dazu kommen 17 Millionen Tonnen Rückbaumaterial, von denen 70 Prozent recycelt werden. Die Wiederverwertung findet Beachtung, auch wenn sie sich noch optimieren lässt.

Wenig diskutiert dagegen wird die Wiederverwendung von Bauteilen ohne zusätzliche Bearbeitung, Emission und Müllproduktion. Hier setzt das Prinzip «Design for Disassembly» an, das Ende der neunziger Jahre als Teil der Idee einer fortlaufenden Kreislaufwirtschaft («Cradle to Cradle») des deutschen Chemikers Michael Braungart und des amerikanischen Architekten William McDonough aufkommt. Im Bauwesen wird das Prinzip noch selten umgesetzt. Ein Pilotprojekt in der Schweiz ist daher die Aufstockung und Sanierung des Kopfbaus der Halle 118 in Winterthur, der Anfang 2021 bezugsbereit sein wird. Der Bau will beispielhaft vorangehen – denn, so Marc Angst, Projektleiter des Baubüros in situ, «zurzeit wird mehrheitlich verantwortungslos gebaut».

Elementiert und nominiert

Wie vielerorts im ehemaligen Sulzer-Areal empfängt auch der Kopfbau K 118 die Besuchenden mit einer aussenliegenden Treppe. Dieses typische Merkmal der Industriehallen hielt den Innenraum möglichst frei für die Produktion, hier die Modellschreinerei der Metallgiesserei. Die neu an den um drei Geschosse aufgestockten Bau befestigte Aussen-treppe ist jedoch nicht nur eine Reminiszenz an vergangene Tage, sie entspricht auch dem Gedanken des «Design for Disassembly»: Wiederverwenden lässt sich nur, was vom Vorgänger-

bau demontierbar ist. Die Stahltreppe stammt vom ehemaligen Bürogebäude Orion in Zürich. Zuvor hatte das Baubüro in situ bereits eine Stahlkonstruktion aus der Coop-Verteilzentrale im Lysbüchel-Areal in Basel aufgetrieben. Ein wichtiges Fundstück, denn bei einem konventionellen Bau wird der Grossteil des CO₂ bei der Erstellung der Tragstruktur emittiert.

Marc Angst sieht die Zukunft des «Design for Disassembly» unter anderem in elementierten und genormten Bauteilen. Stahl und Holz sind dafür besonders prädestiniert, aber auch Betonfertigteile. «Wenn ich die Eigenschaften eines Bauteils kenne, lässt es sich einfacher wiederverwenden», sagt Angst. Diese Art der Systematisierung habe sich im Schweizer Bauwesen nie konsequent durchgesetzt. Dabei gab es diverse Ansätze, etwa das Variel-System des Zuger Architekten Fritz Stucky Ende der fünfziger

«Design for Disassembly» heisst: Wiederverwendung ohne Bearbeitung, Emission und Müll.

Jahre aus vorfabrizierten, raumhaltigen Betonmodulen, der Stahlsystembau USM des Solothurner Architekten Fritz Haller in den sechziger Jahren oder die bis in die späten Siebziger entstandenen Plattenbauten der Ernst Göhner AG.

Auch das Bauen mit Bestehendem ist nicht neu, wie etwa der Wiederaufbau aus Kriegsrüinen in Europa nach dem Zweiten Weltkrieg zeigt. Doch heute ist es günstiger, Materialien miteinander zu verkleben, statt sie auseinandernehmbar zu fügen; dazu kommen Gewinnmaximierung und Kurzfristigkeit im Denken. Dabei erlaubt Bauen mit wiederverwendeten Teilen auch eine gewisse Opulenz. Im K 118 etwa dort, wo die zu hohe Treppe eine kleine Terrasse mit Aussichtspunkt ermöglicht, oder bei den Böden aus heute kaum noch verwendeten Massivholzriemen.

Innerhalb der Aufstockung gibt es vier Fenstertypen: Während die Dämmwerte der kaum dreissig Jahre alten, dreifach verglasten

Aluminiumfenster aus dem Bürogebäude Orion anderswo im Bau ausgeglichen werden können, müssen die deutlich älteren, zweifach verglasten Industriefenster des benachbarten Lokwerks verdoppelt eingebaut werden. Dazu kommen neuere Aluminium-Kunststoff-Fenster aus dem ehemaligen Druckereigebäude Winterthur, die aufgrund ihrer Sprosseneinteilung und weissen Farbe gut zu den anderen beiden Fenstertypen passen.

Die WC-Wände aus Kalksandsteinen sind neu; das geschraubte Holz der Bürowände wiederum ist gebraucht, allerdings mit neuen Dämmungen versehen. Die Leitungen der wiederverwendeten Heizkörper sind neu und offen verlegt; so kann man sie leichter unterhalten, anpassen und wieder demontieren.

Ökologisch vorbildlich

Die wiederverwendeten Stahlstützen wurden für den Brandschutz mit Beton gefüllt. So entstand eine Stahlbetonverbundstütze, die sich, lediglich mit Schrauben befestigt, wieder ausbauen und weiterverwenden lässt. Denn «Design for Disassembly» bedeutet auch ein sichtbares Zusammenfügen und eine assemblierte Ästhetik. Im K 118 in Winterthur hat jedes Bauteil seine ursprüngliche Farbe behalten: Der Stahl ist anthrazitfarben, das Holz ungestrichen, die Fenster changieren leicht in ihren Weiss-Silber-Tönen. Das hat nicht zuletzt auch einen finanziellen Grund: Jeder Bearbeitungsschritt erhöht den Preis. Das Projekt ist am Ende zwar nicht billiger als ein vergleichbarer Neubau, aber auch nicht wesentlich teurer. Das, was durch Wiederverwendung eingespart wurde, gleichen der höhere Zeitaufwand und komplexere Schnittstellen aus, etwa wenn die bestehende Stahlstruktur an die leicht zu niedrige Aussen-treppe angeglichen werden muss.

In ökologischer Hinsicht gewinnt das Vorgehen jedoch gegenüber einem Neubau enorm: Der Bau verursacht laut Projektleiter Angst 60 Prozent weniger CO₂ als ein äquivalenter Neubau. Der bestehende Baukörper macht dabei nur 15 Prozent der Einsparung aus, für



Neubauen wird zu Umbauen: Pilotprojekt auf dem ehemaligen Sulzer-Areal in Winterthur.

einen Grossteil sorgen die wiederverwendeten Teile innerhalb der Aufstockung, insbesondere der Stahl, das Aluminium und das Glas der Tragstruktur und der Fenster; sie wurden unter hohem Energieverbrauch erzeugt und geformt. Dazu kommen neue Bauteile, deren Erstellung wenig Emission verursacht: Als Aussenwand dient ein mit Stroh und graugrünlichem Lehm ausgefachter Holzständerbau – formbare, nachwachsende und regenerative Materialien, die zwischen den «Objets trouvés» vermitteln.

Bekanntes neu gedacht

«Um so bauen zu können, müssen die bekannten Abläufe neu gedacht werden», erklärt Angst. Zuerst werden die Bauteile mit Blick auf die Entwurfsidee gesucht, bevor geplant und gebaut wird. Alle Entscheide gehen vom Bestehenden aus, *Neubauen* wird zu *Umbauen*. Für die gesuchten Bauteile werden Steckbriefe erstellt, sie müssen einige Kriterien erfüllen hinsichtlich Verfügbarkeit, Leistungsfähigkeit, Farbe und Form. «Je präziser wir wissen, was wir brauchen, desto einfacher ist es zu suchen – und desto schwieriger ist es zu finden», resümiert Angst. Dazu gibt es Datenbanken zu bevorstehenden Abbrüchen. Effizienter sei es jedoch, sagt Angst, sich auf das eigene Netzwerk von Abbruchunternehmern, Architekten und Bauherren zu stützen, um «urbane

Minen» ausfindig zu machen. Angst ist überrascht, wie vielfältig zurzeit das Angebot und wie gering die Nachfrage ist. Gibt es also veredeltes Material im Überfluss, während die Rohstoffreserven sich dem Ende zuneigen?

So einfach ist es nicht – würden alle von heute auf morgen mit wiederverwendbaren Bauteilen bauen, überstiege die Nachfrage das Angebot. Diese Gefahr besteht vorerst je-

Unsere zukünftigen Bauten werden anders aussehen als die heutigen.

doch kaum. Vielen am Bau Beteiligten fehlen das Netzwerk und die Erfahrung, sie scheuen den Aufwand, der mit der Wiederverwendung einhergeht, und befürchten Risiken sowie gestalterische Einschränkungen.

Viele Architekten sind zudem nicht bereit, die Entwurfsidee ein Stück weit dem «Zufall» zu überlassen. Auch funktioniert das Prinzip eher für kleinere Büro- oder Wohnhäuser. Bei Grossprojekten wie Spitälern, Flughäfen oder Museen wäre das Verfahren kaum möglich. Zudem stösst die assemblierte Ästhetik nicht bei allen auf Zustimmung. Aber für manche ist es durchaus reizvoll, die Idee der Suffizienz auch ästhetisch auszudrücken.

Bei der Wiederverwendung von Bauteilen steht der ungebremsten Wertschöpfung neuer Ressourcen die Wertschätzung vorhandener gegenüber. Der Wert wird dabei in vielerlei Hinsicht eruiert: Einerseits wird der Ausgangswert der verarbeiteten Rohstoffe betrachtet, dann das bereits in die Herstellung investierte CO₂; dazu tritt oftmals wertvolles Handwerk, das heute teilweise kaum noch zu bezahlen ist – und trotzdem auf dem Müll landet.

Endliches wird ewig

«Die täglich stattfindende Wertvernichtung ist erschütternd», findet Angst, «und das Klimaziel netto null bis 2050 ist nur greifbar, wenn unsere gebaute Umwelt nicht erst künftig klimaneutral wird, sondern bereits heute.» Das ist keine neue Erkenntnis: Unser CO₂-Konto ist überzogen, unsere Ressourcen sind begrenzt und müssen so eingesetzt werden, dass endliches Material zu ewigem wird.

Unsere zukünftigen Bauten – vielleicht ohne Ort beton, Backstein, Kacheln oder Putz, nicht geklebt, sondern geschraubt oder gesteckt – werden anders aussehen als die heutigen. Dabei könnten wir mehr und einfacher mit wiederverwendeten Elementen bauen, wenn die Architektur von heute bereits auseinandernehmbar gedacht wäre. Denn die zukunftsorientierte Umwelt erneuert sich selbst.



«How could I resist?»: Schauspielerin und Model Hurley.

Social Media

Wann ist Schluss mit sexy?

Dominique Feusi

«How could I resist?», schrieb Elizabeth Hurley auf ihrem Instagram-Account zu den Fotos, die um die Welt gingen, denn wie konnte man widerstehen, hinzusehen? Die Britin posierte in ihrem Garten: im Hintergrund Schnee, im Vordergrund die Schauspielerin nur im weissen Bikinihöschen unter dem Kunstpelz-Cardigan und im Fokus viel Brust. Nicht alles ist zu sehen, doch es braucht kaum Vorstellungskraft, um den prächtigen Rest zu errahnen. Hinter der Kamera: ihre achtzigjährige Mutter. Potz Blitz, nicht von schlechten Eltern, so schaut also ein normaler Tag daheim bei Familie Hurley aus.

Erfolg und Schönheit provozieren schnell Neid, und heutzutage ist ja immer irgendwer beleidigt, in Hurleys Fall war ihr vermeintlicher Fehler, mit 55 derart begehrenswert auszusehen. Der Moderator Piers Morgan nannte sie «thirsty and creepy», also hungrig nach Aufmerksamkeit und gruselig, und fügte hinzu: «Du bist 55 – zieh dich an!» Morgan, selbst 55, dem der Altersvergleich mit Hurley keinen

Gefallen tut, entschuldigte sich tags darauf. Und doch bleibt die Frage: Ab wann darf eine Frau nicht mehr sexy sein? Haben wir ein Haltbarkeitsdatum? Und was ist mit «weit darüber hinaus bedenkenlos geniessbar»?

Paulina Porizkova, ebenfalls 55, ehemaliges Estée-Lauder-Supermodel, die 1988 den damals höchstbezahlten Modelvertrag über sechs Millionen Dollar für eine Kampagne abschloss und bis 1995 das Gesicht des Unternehmens war, nahm das Thema auf, postete auf ihrem Instagram-Account ein Nacktfoto, auf dem die Bettstatt eine interessante Rolle übernimmt, und schrieb: «In meinen Zwanzigern und Dreissigern war ich umso beliebter, je weniger ich trug. In meinen Vierzigern konnte ich praktisch nackt herumlaufen. Mit fünfzig werde ich dafür beschimpft. «Zieh dich an, Oma», «Hungrig nach Aufmerksamkeit?», «Du bist erbärmlich.»»

Selbstbewusst ist das neue Sexy

Und dann fragte die Witwe von Ric Ocasek, die fast dreissig Jahre mit dem Cars-Sänger verheiratet war: «Warum wird Sexualität und Nacktheit in der Jugend einer Frau begrüsst und in ihrer Reife beschimpft?»

Weil für Ewiggestrige die Menopause noch immer das gesellschaftliche Verfallsdatum

der Frau darstellt: Wer nicht mehr fruchtbar ist, soll sich gefälligst einen praktischen Kurzhaarschnitt zulegen, sich möglichst asexuell geben und als Aktivität Enkel betreuen, sich aber ansonsten bitte schön grau und leise aus dem öffentlichen Leben zurückziehen. Frauen, die ohne reproduktiven Zweck Sex haben oder auch einfach sich und das Leben geniessen, scheinen auf einige Unzufriedene bedrohlich zu wirken. Tja, *deal with it!* Die Zeiten ändern sich, und viele Frauen beginnen gerade in den mittleren Jahren, sich selbst neu zu entdecken. Die Gefallsucht sowie das Bedürfnis, den Ansprüchen des Umfelds zu entsprechen, verblassen. Als junge Frau verschwendet man leider absurd viel Zeit mit

Die Selbstinszenierung hat nichts mit Verzweiflung, sondern mit Geschäftssinn zu tun.

Selbstzweifeln, es ist ein stetiger Kampf gegen sich selbst, bis man bemerkt, dass Glück nichts mit Perfektion zu tun hat, dass wer sich selbst annimmt, statt für andere attraktiv zu sein, nur gewinnt.

Dass Attraktivität nicht ans Alter gebunden ist, zeigt auch Maye Musk, 72, derzeit das älteste Model der Kosmetikmarke Covergirl und laut eigenen Angaben gerade auf dem Höhepunkt ihrer Karriere. Und nicht nur das. Die Mutter des reichsten Mannes der Welt, Elon Musk, die ihre drei Kinder alleine grosszog, sagte neulich in einem Interview, sie bekomme viele Anfragen von Männern und lachte: «Ich bin heiss und in meinen Siebzigern, what can you do?»

Eigene Bikini-Linie

Elizabeth Hurley ist heiss und in ihren Fünfzigern und hat sich zur Abkühlung in den Garten gestellt. Die Selbstinszenierung hat nichts mit Verzweiflung, sondern mit Geschäftssinn zu tun. Das weisse Bikinihöschen stammt aus ihrer eigenen Bikini-Linie Elizabeth Hurley Beach, deren beste Werbung sie selbst ist: «Ich werde doch kein Bikini-Business gründen und dann Bikinis aufgeben!» Richtig. Nur die Smarten kommen in den Garten.



Chick Corea (1941–2021)

Chick Corea war der Proteus des Jazz, wandelbar und vielgestaltig. Als Pianist, Bandleader, Komponist sprengte er die Jazz-orthodoxie, nachdem ihm mit seinem erst zweiten Album, «Now He Sings, Now He Sobs», innerhalb derselben ein Meisterwerk gelungen war. Im Trio mit Miroslav Vitous am Bass und Roy Haynes an den Drums hob er die explosive Kunst der spontanen Interaktion auf ein Niveau, das selbst das meiste seiner bewunderten Vorbilder Bud Powell, Horace Silver, McCoy Tyner übertraf und allenfalls mit dem von Bill Evans zu vergleichen war: komplex in der Harmonik, zwingend in der Melodik und swingend wie der Teufel, technisch von einer enormen, in klassischem Training erworbenen muskulösen Finesse.

Geschichten in vielen Sprachen

Aufgewachsen in Boston mit Blues, Bach und Bartók, hatte Corea schon mit afrokubanischen Bands wie der von Mongo Santamaría gespielt («Latin», bis zurück zu spanischen Quellen, blieb zeitlebens eine seiner Leidenschaften). In der Band des Hardboppers Blue Mitchell und der von Stan Getz war er schon ins Zentrum der Jazztradition gelangt. Dann holte ihn Miles Davis in seine den Jazzrock begründende elektrische Band, und Corea, dieser Spitzenklöppler des akustischen Pianos, musste sich mit dem elektrischen Fender-Piano beschäftigen. Damit war er an Meilensteinen wie «In A Silent Way» und «Bitches Brew» beteiligt.

Bald war Proteus anderswo. Mit «Piano Improvisations Vol. 1 & 2» begann die Zusammenarbeit mit dem Münchner Produzenten Manfred Eicher (ECM), noch vor dem ersten Solo-Album von Keith Jarrett, dem anderen Piano-Giganten des neueren Jazz. Anders als Jarrett verabschiedete sich Corea nie endgültig vom E-Piano. Nach dem Sprung in die kollektive freie akustische Musik des Trios A. R. C. und dessen Erweiterung durch Anthony Braxton zur Avantgarde-Gruppe Circle gründete er die mit ihrer Soft-Fusion äusserst erfolgreiche Formation Return To Forever.

War seine Hinwendung zu mehrheitsfähigen Sounds eine Folge seines viele irritierenden Engagements für die Sekte Scientology? Nicht nur. Corea liebte sein Publikum, und er wollte geliebt werden (nicht von ungefähr erhielt er 23 Grammys!). Sein Ideal war dieses: «Worum ich mich bemühe, ist, die Subtilität und Schön-



Mentaler Gegenentwurf zum tragischen Existenzialisten: Pianist Corea.

heit von Harmonie, Melodie und Form mit der Entspannung und rhythmisch-tänzerischen Qualität von Jazz und *folk music* zu vereinen.» Neben seiner intelligenten «Fusion» kehrte er immer wieder zum Hardcore-Jazz zurück.

Allein: Anders als die obsessive Fraktion im Jazz, deren künstlerische Glaubwürdigkeit eine Verengung der Ausdrucksmittel verlangt, sozusagen eine Beschleunigung der Kreativität durch eine Reduktion der Mittel, steht Chick Corea (wie anders auch sein Mentor Miles Davis) für einen anderen Typus des Künstlers. Sein Ziel ist die Entgrenzung, sein Antrieb die Lust, seine Geschichten in vielen Sprachen zu erzählen. Auch im intimen Zwiegespräch in den vielen Duos mit anderen Pianisten (u. a. seinem Freund Herbie Hancock oder Friedrich Gulda) oder mit dem Vibrafonisten Gary Burton.

Denkwürdig sind für mich, auf der traditionelleren Jazzlinie, seine Verneigungen vor den Manen seiner Jugend: Thelonious Monk, Bud Powell, Bill Evans. Im Latin-Segment «My Spanish Heart» oder die Spanish Heart Band. Aber Proteus tauchte auch in auskomponierter Kammermusik auf. Und in «Children's Songs» (ECM) schrieb er seinen eigenen wunderbaren, von Bartók inspirierten «Mikrokosmos».

Coreas Konzerttätigkeit war mit Auftritten weltweit ungewöhnlich intensiv und strapaziös. Hatte das mit seiner Zugehörigkeit zu Scientology zu tun, mit einer Art missionarischem Furor? Ich denke, er war auch zuvor und unabhängig davon einfach der mentale Gegenentwurf zum Typus des in der Jazzgeschichte reichlich vertretenen tragischen Existenzialisten, all der Untergeher von Bix Beiderbecke über Billie Holiday, Charlie Parker bis Chet Baker, all der verkannten Genies und *unsung heroes*. Gefragt, wie er seine mörderische Agenda aushalte, antwortete er einmal: «*I don't know how to answer other than to say that it's a joy.*»

«Weil's viel Spass macht»

Von seinem Publikum verabschiedete er sich mit diesen Sätzen: «Ich hoffe, dass alle, die auch nur eine entfernte Neigung haben, zu spielen, zu schreiben, aufzutreten, was auch immer, dass die's auch tun. Wenn nicht für sich selbst, so für den Rest von uns. Nicht weil die Welt mehr Künstler brauchte. Aber weil's auch viel Spass macht.»

Chick Corea *has returned to forever*. Er starb am 9. Februar in seinem 80. Altersjahr an einer seltenen Form von Krebs.

Peter Rüedi



Rassistisch und sexistisch: Donald-Duck-Zeichner Carl Barks.

Comics

«Fieses Unkraut»

Wolfram Knorr

Geoffrey Blum (Hrsg.): Carl Barks – Calgary Eye Opener. Egmont Comic Collection. 232 S., Fr. 125.–

War Karl Marx prägend fürs 19. Jahrhundert, lautet ein Bonmot, dann war es Carl Barks für das 20. Der eine schrieb das «Kapital» und wollte den grössten Beitrag zur Befreiung der Menschheit leisten, des anderen Kapital war die Entkrampfung ihres Geistes. Dafür schuf Carl Barks (1901–2000) einen lebensechten, modernen Kosmos mit einer anthropomorphen Gesellschaft. Im Gegensatz zur homogenen Gallier-Sippenschaft von «Asterix», ist Entenhausen, das urbane Zentrum von Donald Duck und Co., heterogen, universalistisch.

Es gibt keine rassistischen Unterschiede. Enten, Gänse, Schweine, Mäuse, Hunde, Hühner, Kühe haben ihre stammesgeprägte Bindung weitgehend überwunden. Auf der Höhe der Zeit, bis heute.

Die Anfänge von Carl Barks waren weniger fortschrittlich. Als bekannt wurde, dass Geoffrey Blum, Herausgeber der verdienstvollen «Carl Barks Library», auch sein zeichnerisches Frühwerk im Prachtband «Carl Barks – Calgary Eye Opener» mit seinen zahlreichen Strichmädchen veröffentlichen würde, gab's Ärger. Hochsensible Anhänger der *cancel culture* forderten sofort – weil sie sich nicht «retraumatisieren» lassen wollten –, diese barksschen Peinlichkeiten wenn nicht in den Orkus zu schmeissen, dann zumindest für immer und ewig im Giftschrank wegzuschliessen. Denn die Barks-Witze seien frauenverachtend, dümmlich, sexistisch und durch und durch rassistisch.

Blum wiegelte ab: Der Barks-Fan verlange Vollständigkeit, und dazu gehöre das Frühwerk, so schlecht es auch sei. Es gibt noch einen Grund, das Frühwerk zu veröffentlichen: Es ist, ob es einem passt oder nicht, ein Trivialprodukt des Zeithorizonts der 1920er und 30er Jahre und blickt in die Innereien der Epoche. In diesem Fall ist es das *esthétique du schlock*-Gekröse (*schlock* ist jiddisch und meint «Ersatz»), Frivolitäten einer aus heutiger Sicht ziemlich verklemmten Macho-Publizistik. Unfreiwillig komisch ist das schon.

Der schottische Trunkenbold und Abenteurer Robert Chambers Edwards gründete 1902 den *Eye Opener* im kanadischen Calgary, um mit Räuberpistolen, Männerträumen und fiktiven «Reportern», die wildes Zeug erfanden («einige Leute ruinieren gute Geschichten mit Fakten»), Kasse zu machen. Witzzeichnungen von lüsternen Teufeln, die Frauen mit Strumpfbändern beglotzen, machten das Blatt zu einem Urahn des *Playboy*.

1922 starb Edwards, sein Blatt ging von der Witwe an die Harvey-Fawcett-Verlegerfamilie aus den USA, die anderen Schmuttelkram in

Witzzeichnungen von lüsternen Teufeln, die Frauen mit Strumpfbändern beglotzen.

ihrem Portfolio hatte (*Whiz Bang*). *Time* schrieb: «Fieses Unkraut». In Minneapolis gab Harvey das Blatt als *Calgary Eye Opener* neu heraus, das einen jungen Mann anzog, der sich in allen möglichen Berufen versucht hatte: Carl Barks. Seine einzige Konstante war die Lust am Zeichnen, und so begann er, Bilder an den *Eye Opener* zu schicken. 1928 erschien seine erste Zeich-

nung: eine langbeinige Dame im Bikini, die sich zur Gymnastik bückt.

Der *Eye Opener* war schlüpfriger Voyeurismus. Das Titelbild zierte meist eine junge Dame, mal als Foto, mal als Zeichnung. Es war die Zeit der Prohibition, der jungen Frauen, die es in Scharen in die Städte zog, weil Telefonistinnen und Sekretärinnen gebraucht wurden. An den Abenden suchten sie Vergnügen und wurden leichte Beute der Männer. Der *Calgary Eye Opener* war sozusagen die Rinnsteinchronik dieser Ära. Im Juni 1935 zeichnete Barks ein Titelblatt mit vier brünstig glotzenden Männerköpfen, die auf ein weisses Fenster starren. «Um zu verstehen, was die Männer so fesselt, halten Sie die Seite ans Licht», steht darunter.

Der Autodidakt Barks füllte fast allein das Blatt und wurde immer sicherer im Strich. Bei vielen Zeichnungen spürt man das Verlangen nach Handlung, Bewegungen. 1935 kündigte er und bewarb sich bei Walt Disney, der händeringend Zeichner suchte. Die limitierte Ausgabe des Frühwerks zu Barks' 20. Todestag ist nicht gerade billig, bietet aber einen tollen Blick auf Zeiten, in denen sich ein Cartoonist austoben konnte. Solche Dokumente aus der Geschichte zu tilgen, wäre verlogen.

Pop Dieses leichte Kaputtsein Anton Beck

Halsey: Manic. Capitol Records

Dass ich einmal tagelang Halsey hören würde, hätte ich nie gedacht. Die in New Jersey geborene Sängerin mit der traurigen Stimme war mir immer etwas zu durchschnittlich und normal in dem, was sie machte: Liebesongs scheinbar ohne grosse artistische Bemühungen, die ganz eindeutig den Stempel «Popmusik» trugen.

Doch die letzten Monate sind voll von Dingen, die man so nie erwartet hätte, und Durchschnittlichkeit und Normalität sind Eigenschaften, die von Tag zu Tag erstrebenswerter erscheinen. Dieser Zustand, den Halsey in «Closer» beschreibt, dem Liebesduett mit den Chainsmokers, das ihr 2016 den Durchbruch brachte, dieses leichte Kaputtsein in einer ansonsten heilen Welt, wirkt plötzlich seltsam fern. Es waren Zeiten, in denen Liebeskummer noch das tiefgreifendste aller Probleme war und pathetische Sätze wie «You look as good as the day I met you. I forget just why I left you, I was insane» noch von vermeintlich schweren Nächten berichteten. Dafür aber gab es ja noch andere Möglichkeiten, um die Problemchen des Alltags zu vergessen. «Darling, I've just left the bar. And I've mispla-

ced all my credit cards», wie Halsey zu einem rockig-leichten Gitarrenriff singt. «Manic», ihr letztes Album, erschien zwar 2020, aber eben im Januar. Es berichtet von Zeiten, als Körper noch schwitzend und halbnackt aufeinanderliegen konnten wie in «You Should Be Sad».

Zugegeben, das gilt für viele Songs der Prä-Corona-Zeit, doch keine trifft wie Halsey diese Sehnsucht nach traurigen Momenten, von denen man sich in einer liberalen kapitalistischen Welt durch «money, drugs and cars», wie es bei ihr heisst, ablenken kann. Diese Lust auf Konsum, dieses «Ja, die Seele kann schwer wiegen, aber man kann sie durch gewisse Reize chemisch manipulieren», das fehlt heute. Es fehlen die Partys, die Klubs und Bars. Und damit all das nicht verlorengeht, damit im ewig-nebelweissen Winter-Lockdown nicht in Vergessenheit gerät, wie es damals war, hilft es, Halseys Stimme zu hören und sich auszudenken, dass es vielleicht irgendwann wiederkommen mag.

Wie in den 1920ern, an die auch hin und wieder Halseys Style erinnert. Als ob sie einem sagen wollte, dass die Golden Twenties ja erst noch vor uns liegen. Ihre Musik würde sich auch gut als Soundtrack zu «The Great Gatsby» eignen, schliesslich wohnt beiden die gleiche Lust nach dem Entkommen aus der Tristesse der eigenen Umstände inne. Bis dahin hilft es, ein wenig traurig zu sein und die Ruhe wirken zu lassen.

Beides ist ebenfalls auf «Manic» zu finden. Etwa wenn Halsey fast schon leise «I spent a long time watering a plant made out of plastic.



Lust auf Konsum: Halsey.

And I curse the ground for growing green» zu einigen zarten Xylofon-ähnlichen Tönen singt. Gerade in diesen Monaten, in denen zwischen allen Fallzahlen und Statistiken die Frage «Wie fühlst du dich?» völlig irrelevant geworden zu sein scheint, haben solche Songs, die sich nur um diese Frage drehen, eine nachhallende Wirkung.

Die Pandemie hat auch Halsey etwas ausgebremst. Sie ist wie alle in der Musikbranche zurzeit gegroundet, zieht sich aber nicht zurück, regt sich öffentlich über den psychisch zerstörerischen Faktor von Instagram auf und gab kürzlich bekannt, schwanger zu sein. Sie fängt also bereits ein neues Kapitel an. Hoffentlich können wir das bald auch.

Jazz Die zwei Seelen der Lady Peter Rüedi

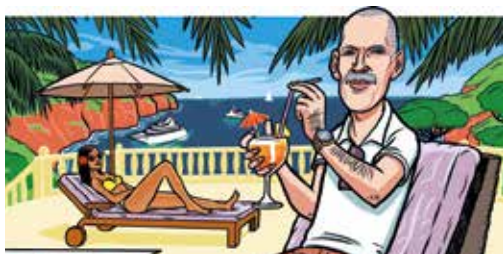
Aki Takase, Christian Weber, Michael Griener:
Auge. Intakt CD 356

Mit «Free Jazz» verbinden manche nach wie vor eine gewisse Gewalttätigkeit, jenes Dauerfortissimo, mit dem namentlich europäische Jazzer einst die Säle leergespielt haben. Wenigstens ein Teil von ihnen verwechselte Aggressivität und Lautstärke mit Intensität, ein Irrtum, den schon einige Pioniere der ersten Stunde widerlegt hatten – Ornette Coleman ebenso wie Jimmy Giuffrè oder Paul Bley.

Die grosse alte Dame des japanischen Jazz, Aki Takase, 1948 geboren, seit 1987 in Berlin lebend, gilt als eine Meisterin der «freien Improvisation». Aber zum einen beweisen schon ihre zahlreichen Projekte, in denen die Pianistin sich mit charismatischen Vertretern der Jazzgeschichte auseinandersetzte (Ornette Coleman, Thelonious Monk, Eric Dolphy, aber auch ältere Neuerer wie Duke Ellington, W. C. Handy oder Fats Waller), dass sie selbst dies nie als unvereinbar mit Respekt vor Traditionen empfand. Zum andern ist ihre eigene Kunst zwar gelegentlich heftig und wild, an einem Pol ihres musikalischen Universums; am andern aber ist sie von betörender Behutsamkeit, fragmentarischer Finesse und sparsamem Nachdruck, ganz gemäss einem Satz von Vladimir Horowitz: «I play the pianoforte. That means: I play piano and I play forte.»

Das gilt auch für Takases neues Trio insgesamt. Dessen eben beim Zürcher Label Intakt erschienenes Album (am Bass der Schweizer Christian Weber, am Schlagzeug der Deutsche Michael Griener) enthält zweifellos «freie» Musik. Wobei die Unterscheidung schwerfällt, was hier komponiert, was improvisiert ist. Und Takase korrigiert im Übrigen mit Nachdruck das Possessivpronomen. Dieses Trio sei ein Kollektiv. Der Auftakt, ein intensives Stück Raumkunst, in der die Klänge fallen wie Tropfen, ist eine Kollektivkreation mit dem Titel «Last Winter». Ihm folgt eine furiose Komposition Takases mit schnellen Läufen wie Lichtgirlanden, in die gleichwertig die Basslinien eingewirkt sind. Nummer drei, ein veritabler Calypso, bricht vollends mit orthodoxen Free-Jazz-Erwartungen. Und so geht es fort durch die vierzehn Titel in der vielfarbigem Folge dieses ebenso kompakten wie hochsensiblen Trios, in überraschendem Wechsel zwischen intensiv balladesken Feinheiten und unverschämt handgreiflichen Ausbrüchen. Das eine bringt das andere zum Leuchten und umgekehrt. *Piano and forte.*

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Meine Gentrifizierung

Mark van Huisseling

Heute handelt diese Spalte wieder von Vorgängen, die *closer to home* stattfinden. Nachdem Ihr Kolumnist vergangene Woche einen Ausflug in unendliche Weiten, den Weltraum, unternommen hatte.

Die Balgriststrasse in Riesbach im Zürcher Kreis 8 geht von der Forchstrasse ab, das Ende der Sackgasse liegt zweihundert Meter oder so leicht erhöht oberhalb des Wehrenbachs; dort wurden vor einigen Jahren zwei Einfamilienhäuser abgerissen und dann ein schickes, mittelgrosses Mehrfamilienhaus gebaut. Es handelte sich dabei um das erste neue Gebäude, das in der Strasse seit Jahrzehnten erstellt worden war. Die restlichen Immobilien sind aus der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg.

Das, was geschieht, wenn in einer gewöhnlichen Strasse in einem normalen Viertel einer zum Wohnen stark nachgefragten Stadt ein Neubau aufgestellt wird, der über den bisher geltenden Standards liegt, nennt man «Gentrifizierung» (von englisch *gentry*, niederer Adel). Dann passt's natürlich, wenn in der Folge ein van Huisseling hinzieht, weil viele Leute meinen, es müsse sich bei ihm um einen Nachfahren niedrigen niederländischen Adels mit diesem Namen handeln (was leider nicht der Fall ist). Davon abgesehen sollte man über Gentrifizierung streng urteilen, so die vorherrschende Meinung, da die «Attraktivitätssteigerung eines Viertels respektive der anschliessende Zuzug zahlungskräftigerer Eigentümer und Mieter mit dem Austausch ganzer Bevölkerungsgruppen verbunden ist» (Wikipedia). Und Veränderung ja grundsätzlich schlecht ist, nicht wahr?

In den vergangenen sieben Jahren, seit *early mover* MvH sich am Ende der Strasse niedergelassen hat, ist einiges gegangen: Zwei wei-

tere Neubauten entstanden, ein Mehrfamilien-Miethaus am oberen Ende des mittleren Preisbands (3500 Franken oder so inkl. Nebenkosten im Monat für 4 Zimmer / 100 Quadratmeter) plus eines mit vergleichbaren Eckpunkten, bloss Eigentumswohnungen (zirka 1,1 Millionen Franken für ein Objekt wie beschrieben).

Im Gegensatz zur Voraussage auf der an sich unverdächtigen, da wertfreien Wikipedia-Plattform hat der Austausch ganzer Bevölkerungsgruppen (noch) nicht stattgefunden. Weshalb der Blick aus dem Fenster Ihres Kolumnisten – richtig, dasjenige, aus welchem er über Minarett und Kirchturm auf Prime Tower und Üetliberg sieht – soziologische Erkenntnisse zulässt: Morgens um 6.15 Uhr brennt in den siebzehnjährigen Häusern in der Regel noch nirgends Licht. Wer Niedrigmieten zahlt (unter 2000 Franken für 3 Zimmer), schläft dafür aus, könnte eine interessante, wenn auch «unbequeme Wahrheit» (Roger Scruton) lauten.

In den mittelpreisigen Neubauten dagegen scheint dann bei rund einem Drittel der Bewohner der produktive Tag schon angefangen zu haben. Und in unserem Haus, am High End der Strasse – wenn auch weit unter den Verhältnissen am oberen Ende des Markts im nahen Zollikon etwa, wo Bestverdiener wohnen, die für schlecht laufende Grossbanken et cetera arbeiten –, ist die Mehrheit der Bewohner bereit zur Leistungserbringung (tatsächlich, ich bin frühmorgens nach draussen gegangen, um die «Licht brennt»-Quote zu erheben).

Wer Niedrigmieten zahlt, schläft dafür aus, könnte eine «unbequeme Wahrheit» lauten.

Politisch noch unkorrekter und somit *cancel culture*- oder *wokeness*-mässig noch angreifbarer verrate ich die Nationalitäten/Herkunft der Anwohner: In unserem Haus sind's Schweizer, Deutsche oder Russen. In den anderen Neubauten mehrheitlich Schweizer, ein paar Australier (Eigentümer) respektive Spanier sowie Türken (Mieter). In den Günstig-Mietliegenschaften Schweizer im Rentenalter, mittelalte Portugiesen und jüngere Menschen aus Sri Lanka. Vor letztgenannten Gebäuden, nebenbei erwähnt, entstehen oft Haufen aus runtergerocktem Mobiliar und kaputten Haus-

haltsgeräten, meist versehen mit auf Zettel gekritzelt, schwer ernstzunehmenden Hinweisen «zum mitnehmen» oder «gratis» (wo ist die SVP Wahlkreis Zürich, Stadtkreise 7 und 8, oder wenigstens Mauro Tuena, wenn man ihn braucht?).

Mehr zu *pros and cons* dieses grossen Gebiets gibt's im Film «Die Gentrifizierung bin ich – Beichte eines Finsterlings» von Thomas Haemmerli, mit dem ich befreundet bin, oder im Roman «Capital» von John Lanchester.



UNTEN DURCH

Weinkenner

Linus Reichlin

Früher, als es noch gesellschaftliche Anlässe mit mehr als zwei Personen gab, Geburtstagsfeiern, Geschäftsessen und dergleichen, nahm daran immer auch ein Weinkenner teil. Er verhielt sich zunächst unauffällig, doch sobald bei der Party oder im Restaurant die erste Flasche Wein entkorkt wurde, schnappte er sich den Korken, schnüffelte daran und sagte: «Vermutlich TCA-verseucht.» Danach schlürfte er einen kleinen Schluck des Weins lautstark in seinen Mund hinein.

Seine Wangen gerieten in heftige Konvulsionen, so, als würde der Weinkenner Spucke sammeln, um bei einem Weitspuck- oder Weinspuckwettbewerb ganz vorne mit dabei zu sein. Aber in Wirklichkeit unterzog der Weinkenner den Schluck Wein in seinem Mund einem Wechselbad von Kompressionen und Dekompressionen, um die Aromastoffe gleichmässig über seine hochentwickelten Geschmacksknospen zu verteilen. Danach erklang ein leises Schmatzen, denn nun wurde der Wein mit der Zunge an den Gaumen geklatscht, damit auch die dort angesiedelten Geschmacksknospen ihre Ration abbekamen.

Doch plötzlich verharrte der Weinkenner reglos: Sein Gesicht zeigte höchste Konzentration. Für einen kurzen Moment schloss er die Augen. Ein letztes, kurzes Schmatzen leitete die Urteilsverkündung ein: «Eindeutige TCA-Verseuchung.» Der Wein musste zurückgegeben oder – bei einem privaten Anlass – vom Gastgeber vor aller Augen vernichtet werden.

Während alle auf die zweite Flasche warteten, nutzte der Weinkenner seine soeben erworbene Macht für längere Monologe, sogenannte Mönologe, da sie önologischer Natur waren. Ein solcher Fauxpas, so der Weinkenner, komme in den besten Weingütern vor. Zum Beispiel habe er einmal bei Jacques Pulleribue in Saint-Laurent Sur Le Putain eine Flasche Château Antoine Cul de Sac degustiert, Jahrgang 61 – 1761, wohlbemerkt. Doch beim Entkorken sei der Flasche ein so penetranter TCA-Geruch entstieg, dass Jacques Pulleribue am Abend des selben Tages seinem Leben ein Ende bereitet habe. Dabei habe der Wein trotz seinem schrecklichen Makel im Abgang noch die für das vorrevolutionäre Frankreich typischen pflaumigerdbeerigen, leicht säuerlichen, jedoch auch schwärz-pulvrigen, erdbetonen, am Ende sehr, sehr blaubeerigen Geschmacksnuancen voll ausgespielt. Es sei sogar eine leichte Schokoladennote herauszuschmecken gewesen. Doch dies habe Jacques Pulleribue, dessen Vorfahren in Schweden mit dem Weinbau leider gescheitert seien, nicht mehr zu trösten vermocht.

In Schweden, so erzählte der Weinkenner, werde in einem Fjord bei Äströafteren übrigens ein exquisiter Eiswein produziert, von dem allerdings jährlich nur zwanzig Flaschen abgefüllt würden – natürlich in Barriqueflaschen, die drei Jahre lang in einem speziellen Gärungsgemisch aus Walfischmägen und Flunderhäuten gebeizt würden, so dass der Wein in diesen Flaschen das gesamte Aromenspektrum des subarktischen Meeresgrundes annehme. Und so weiter. Den Weinkennern wurde nie der Mund lahm. Und wenn sie nicht gerade die schwedischen Lebertranweine lobten und die kalifornischen Weingüter beschimpften, versenkten sie ihre knorpeligen Nasen im Glas mit dem neu geöffneten Wein und sogen zuerst mit dem linken, dann mit dem rechten Nasenloch den Duft ein.

Und wehe, ihr Auge begann dabei zu zucken! Dann wusste der Kellner oder der private Gastgeber: Schon wieder TCA! Wie sehr

haben uns diese Weinkenner – ausnahmslos Männer übrigens – eingeschüchtert! Und wie sehr haben sie uns mit ihren Degustations-schilderungen gelangweilt! Jahrzehntelang! «Doch seit Corona sind wir sie los», sagte mein Freund Bruno. «Jede Seuche hat auch ihr Gutes», sagte ich. «Schade ist nur», sagte Bruno, «dass wir seit Corona alle los sind.» «Das ist der Preis», sagte ich, «den wir dafür zahlen, dass wir die Weinkenner los sind.»



FAST VERLIEBT Der Konsum der Freundschaft Claudia Schumacher

An diesem Abend brauchte es mehr als eine Flasche Wein: Eine meiner Freundinnen, nennen wir sie Jasmin, war verlassen worden. Und zwar von ihrer besten Freundin, im Folgenden Lisa genannt. «Lisa meinte, sie evaluiere gerade ihre Freundschaften neu», erzählte Jasmin unter Schock. Da horchte ich auf: evaluieren – im Ernst?

Auf meinem letzten Fest bildeten die zwei noch ein lustiges Duo, das sich in Unterhaltungen die Bälle zuspelte. Nach vielen Jahren engster Freundschaft beschloss Lisa aber plötzlich, nicht mehr ans Telefon zu gehen, wenn Jasmin anrief. Sie antwortete ihr nicht mal auf Nachrichten. So lief das eine Weile, bis die besorgte Jasmin eine wirklich alarmierte Nachricht an Lisa schickte – und die eiskalte Antwort erhielt, Lisa habe die Freundschaft neu bewertet und offenbar gekündigt. Eine Klärung blieb aus.

Dass wir den Wert unserer Liebesbeziehungen zunehmend kapitalistisch betrachten, hat die Soziologin Eva Illouz schon 1997 in «Der Konsum der Romantik» beschrieben. Eine Frau, die den dicker werdenden Körper ihres Mannes insgeheim auf einer Skala von eins bis zehn be-

wertet, oder ein Mann, der beim Auflesen der Socken seiner Frau sofort knurrig eine innere Kosten-Nutzen-Analyse aufstellt, pflegt nach Illouz einen «spätkapitalistischen emotionalen Stil». Wir Menschen von heute wollen, dass sich unsere Beziehungen «lohn»en. Wir verkaufen uns nicht «unter Wert». Wir lassen uns nicht «über den Tisch ziehen». Wir reden also daher wie kleine Händler – als liesse sich Liebe mit dem Lineal vermessen. In meinem Umfeld beobachte ich schon länger, dass sich dieser Stil von der romantischen Liebe auf Freundschaften ausgeweitet hat.

Dabei wäre es schön, wenn sich wenigstens alle benehmen würden wie Unternehmer. Denn mir hat noch keine Freundin erzählt, dass ihr einfach so von heute auf morgen kein Gehalt mehr überwiesen wurde und die Chipkarte fürs Büro nicht mehr funktionierte. Zumindest in unseren Breitengraden gönnt dir der Kapitalismus vorher ein Kündigungsgespräch.

In der Liebe und in Freundschaften hat sich hingegen eine Unsitte breitgemacht, die wirklich unmenschlich ist: das «Ghosting». Wer in Beziehungen den französischen Abgang macht, antwortet dem Liebsten oder der Freundin einfach nicht mehr. Der Abgang ohne Erklärung hinterlässt allerdings schwer Verletzte, die nicht selten in ihrem Selbstwertgefühl nachhaltig verunsichert bleiben.

Verhält sich jemand in einer Liebesbeziehung so, sind wir uns längst einig: Pfui, das ist schlechter Stil, das gehört sich nicht. Daneben spielt sich das Ghosting in Freundschaften bisher unter dem Radar ab. Dabei ist die Sache ganz einfach: Selbst der schlechteste Mitarbeiter hat ein Kündigungsgespräch verdient. Für langjährige Freunde, die man plötzlich in einem neuen Licht betrachtet, gilt das allemal.



Blume des Lichts am Ende des Tunnels

Was haben wir nicht alles versucht, um dem Menschlichen zu Lebzeiten etwas Göttliches hinzuzufügen.



Ein kleines bisschen Befreiung.

Ich lebte lange in der Annahme, dass da ein Licht am Ende des Tunnels wäre. Dass man durch diesen Tunnel schreiten und kriechen, stolpern und straucheln müsste, und die Kunst dabei wäre, nur gelegentlich den Verstand zu verlieren, nie aber die Hoffnung, dass irgendwann ein Licht erscheint und mit ihm die Klarheit einer Erlösung.

Ich glaubte an dieses Licht, weil ich in den doch inhaltslosen 1980er Jahren anfang, meine inneren und äusseren Welten zu vermessen. Ich hielt Hedonismus als Philosophie und Shoppen als Lebensinhalt nicht für die unglücklichsten aller Lebensentwürfe, doch nach ein paar Jahren wurde nicht nur mir klar, dass eine Seele so nie den Zustand einer dauerhaften inneren Sättigung findet. Dieses «Ich kaufe, also bin ich» führte zu einem dauernden Ausverkauf seiner selbst.

Blümchen der 68er

Noch floss damals ganz wenig Lava aus dem einst grossen und aktiven Vulkan der 1968er Jahre in unsere Konsumphilosophie und schimmerte manchmal wie ein kleines Licht; all diese Dinge vom «Leben neu erfinden», vom «Sein ohne tote Zeit», von Selbstverwirklichung durch, ja, den Konsum von Spiritualität, von regelmässigem, geblühtem Sex, auch in der Gruppe. Von diesem ganzen *love and peace and happiness*-Ding und einem Paradies für alle. Bullshit. Das meiste zumindest. Von all den Blumen und Blüm-

chen, die die 68er in die Welt des Bewusstseins gesetzt haben und die oft schlechter sprossen als ihre Haare, war die Blume des Lichts am Ende des Tunnels die trügerischste, weil sie die hoffnungsvollste war. Ihre Blüte war die Sehnsucht, dass nicht erst ganz zum Schluss, wenn uns das Leben für immer verlässt, unser Gehirn uns in seinem letzten Aufbäumen vor seiner Auslöschung im hellsten Licht der Welt ertrinken lässt, dass uns nicht erst dann, sondern schon in den Blütezeiten unseres Daseins eine Erlösung widerfährt.

Und sogar dann, wenn die Seele sich für ewig bettet und der Moment des letzten Lichts stirbt, glaubten wir weiter an jenes ewige, glückselige Licht, an das erlösende Hell des Ostermysteriums für alle, die auf ihrer irdischen Pilgerschaft leise aufgetreten sind, keine Idioten und barmherzig waren, dass sie Einlass fänden in eine ewige, göttliche Licherwelt und Schubidubidu.

Was haben wir nicht alles versucht, um dem Menschlichen zu Lebzeiten etwas Göttliches hinzuzufügen; sind gepilgert, haben gefastet, suchten Gurus, stiegen auf Berge, bauten Kirchen und Klöster und Aschrams, haben uns bewusstseinsweiternde Drogen ins Hirn gejagt. Wir suchten auf allen Kontinenten den Schlüssel zu diesem kleinen bisschen Befreiung von allem.

Manchmal dachten wir, wir seien ganz nahe dran, um uns dann doch erneut ganz weit davon entfernt wiederzufinden.

Als den Beatniks auf ihrer Strasse das Benzin ausging und die Hippies ihren Weg noch nicht gefunden hatten, schrieb 1958 ein Genie mit dickem Bauch und zu grosser Brille eine Geschichte über einen Zug, der in einen unendlichen Tunnel gerät: Friedrich Dürrenmatt. Ausser einem Zugführer, der schon immer ohne Hoffnung gelebt hat, und einem jungen, Zigarette rauchenden, von Fett gepolsterten Studenten, dessen einziges Talent es ist, das Schreckliche hinter der Kulisse zu sehen, scheint keinem andern Reisenden die Unendlichkeit des Tunnels aufzufallen. Der Zug stürzt immer mehr dem Inneren der Erde entgegen, und der Zugführer und der Student bahnen sich ihren Weg in die Lokomotive, die führerlos ist. Der Zugführer schreit, was sie jetzt tun sollen.

Zwanzig Jahre mehr

In der Originalfassung antwortet der Student, «mit einer gespensterhaften Heiterkeit»: «Nichts. Gott liess uns fallen, und so stürzen wir denn auf ihn zu.» In einer aufgefrischten Fassung aus dem Jahr 1978 schreibt Dürrenmatt nur noch: «Nichts.» Nach zwanzig Jahren mehr Leben hat der das letzte bisschen Licht ausgeknipst.

Inzwischen bin ich mir sicher, dass es keine Rolle spielt, ob da ein Licht am Ende des Tunnels ist oder nicht. Wichtig ist, dass die Sehnsucht nach ihm nicht erlischt und wir es trotzdem suchen, um dem Nichts nicht alles zu überlassen.

«Ich war immer der Clown»

Nadia Goedhart, 27, arbeitete einst auf dem Bauernhof. Jetzt unterhält sie Hunderttausende beim Radio.

Ich arbeite bei Energy im Online-Team und produziere Internet-Content, lustige Videos und Memes. Gelegentlich moderiere ich auch in der Morgenshow von Energy Zürich – dann muss ich schon um 3.15 Uhr aus den Federn. 2019 wurde ich für den Swiss Comedy Award nominiert – das hätte ich nie gedacht! Es freute mich aber sehr, denn ich liebe, was ich mache. Seit ich sieben bin, stehe ich auf der Bühne. Mein grosses Hobby war immer die Schauspielerei.

Noch heute träume ich davon, in einem Film mitzuspielen. Das Flair, mich in eine Rolle hineinzusetzen, erbte ich von meiner Mutter, sie ist Holländerin. Zu Hause reden wir eine Mischung aus Deutsch und Holländisch. Ich bin die Jüngste in der Familie. Von meinen drei Brüdern lernte ich, direkt zu sein, mich für nichts zu schämen. Was andere Frauen nicht tun, weil sie Hemmungen haben, bereitet mir keine Mühe. Ich glaube, das hat ein bisschen mit der Schweizer Kultur zu tun. Für mich ist es einfacher, hier lustig zu sein, weil die Mentalität stierer ist als die holländische. Dort wäre ich «normal». Wer hier aus dem Rahmen fällt, wer sich – wie ich – hübsch macht und schminkt, dann aber, gar nicht ladylike, rausrülpt, ist schneller mal lustig. Ich war immer der Clown, schon als Kind.

Viel Arbeit, wenig Geld

Aufgewachsen bin ich auf dem Land, in Bonstetten. Irgendwann würde ich gerne in den Bergen leben, in einem Chalet. Ich bin ein Bergmeitli, ich liebe die Natur. In der Stadt könnte ich nie wohnen. Nach der Sek B, mit fünfzehn, arbeitete ich auf einem Bauernhof. Ich wusste nicht, was ich machen wollte, die Theaterschule war zu teuer. Da empfahl mir meine Mutter, die immer die *Tierwelt* liest, mich auf ein Inserat zu melden; ein Bauernpaar suchte jemanden für den Gastbetrieb. Ich sagte: «Voll, mach ich!» So bestand mein Zwischenjahr aus einem Landwirtschaftsjahr auf dem Scheltenpass, wo weit und breit nichts war. Ich hatte nicht einmal Handyempfang.

Die Arbeit auf dem Hof war dann heavy: Um fünf Uhr stand ich auf, ging in den Stall, wo ich beim Melken half. Um sieben Uhr weckte ich die Kinder, dann öffnete ich das *Resti*. Ich lernte anpacken, dreizehn bis vierzehn Stunden am Tag schuftete ich. Das begann mich mit der Zeit zu nerven. Weil ich nur 1300 Franken verdiente, war nach 9 Monaten Schluss, und ich verreiste nach Santa Barbara, Amerika. Mein dreimonatiger Sprachaufenthalt war dann richtig cool!

Zurück in der Schweiz, wusste ich, dass ich eine Lehre beginnen muss. Da meine beste Freundin in einer Kita arbeitete und ich ständig hörte, wie chillig sie es mit den Kids auf dem Spielplatz hat, wurde ich Kleinkindererzieherin. Der Job passte aber nicht wirklich zu mir, er forderte mich zu wenig.

Also bewarb ich mich bei Energy – erfolgreich, auch wenn ich die Autoprüfung nicht hatte, die verlangt wurde. Damals kam Instagram erst auf, und ich schrieb zuerst für die Website, vielleicht



Traumjob: Moderatorin Goedhart.

zwei, drei Artikelchen, über Nagellack, solche Sachen. Später wurde die Online-Abteilung aufgebaut. Vom Praktikum kam ich zur Festanstellung. Seither kreierte ich im Team witzige Videos für Social Media. Dem Energy-Account folgen auf Instagram mehr als 250 000 Menschen.

Wenn möglich offline

Meinem Berufsprofil für Energy folgen fast 50 000 Leute. Dafür bin ich täglich sechs Stunden am Handy. In der Freizeit versuche ich, offline zu leben. Als Influencerin sehe ich mich nicht, ich hasse dieses Wort. Ich mache Comedy als eine Art Schauspielerin – wie früher. Das liebe ich. Für mich ist das ein Traumjob. Dass ich daneben moderiere, die höchste Ehre bei Energy, macht mein Leben noch besser.

Aufgezeichnet von Roman Zeller



THIEL Verein

Türsteher: Wo ist Ihre Maske?

Unmaskierter: Ich kann keine Maske tragen. Ich leide an Asthma.

Maskierter: Hände hoch, das ist ein Überfall!

Türsteher: Tut mir leid, Sie benötigen eine richtige Maske. Mit einem umgebundenen Halstuch kommen Sie hier nicht rein. Ist der Revolver echt?

Maskierter: Nein. Aber ich habe eine echte Maske unter dem Halstuch.

Türsteher: Weshalb haben Sie dann das Halstuch umgebunden?

Maskierter: Ist heute nicht Maskenball?

Türsteher: Nein, Fasnacht ist dieses Jahr abgesagt. Hier ist die Gründungsversammlung des Vereins zur Förderung des gesunden Menschenverstandes. Mit der Maske unter dem Halstuch dürfen Sie aber rein.

Vermummte: Entschuldigen Sie, ist hier die Gründungsversammlung des Vereins zur Förderung des gesunden Menschenverstandes?

Türsteher: Ja, aber wir haben ein Vermummungsverbot. Mit der Burka kann ich Sie nicht reinlassen.

Vermummte: Das ist eine FFP2-Burka!

Türsteher: Ach so, dann kommen Sie bitte rein.

Unmaskierter: Darf ich jetzt auch mit rein?

Türsteher: Tut mir leid, aber mittlerweile sind wir schon zu fünft. Mehr dürfen wir leider nicht reinlassen.

Unmaskierter: Sie wollen zu fünft einen Verein zur Förderung des gesunden Menschenverstandes gründen?

Türsteher: Eigentlich wollten mein Bruder, mein Schwager und ich den Verein sogar nur zu dritt gründen, um keine unnötigen Risiken einzugehen. Aber dann dachten wir, für den Fall, dass zwei Drittel der Vereinsmitglieder in der Pandemie sterben, wäre es für den Verein von Vorteil, noch zwei Reservemitglieder zu haben. He, Sie mit dem Revolver! Ich hoffe, die Frau unter der Burka ist Ihre Schwester, sonst haben wir ein Problem mit der Zwei-Familien-Regel.

Andreas Thiel

Tragtasche mit zwei Sternen

Rico's Take-away
Seestrasse 160, 8700 Küsnacht
Tel. 044 910 07 15

Rico Zandonella braucht man nicht vorzustellen. Er ist eine einmalige Figur in der Gastroszene, und er sichert der Region Zürich eine ebenso traditionelle wie aktuelle Gourmetküche, ausgezeichnet mit zwei Sternen. Und seine Kunstwerke für den Gaumen sind auch im pandemiebedingten Lockdown erhältlich: Das «Rico's» ist nun einfach ein Take-away geworden. Donnerstags, freitags und samstags bietet es online sein Menü an, und am Abend fahren die Wagen vor, und man holt die in einer Papiertragtasche bereitstehenden Köstlichkeiten ab. Als wir vorbeischaute, hatte Rico insgesamt bereits siebzig Tüten ausgegeben!



Gut, in alles kann man nicht kurzerhand schon im Auto reinbeissen, wenn man Hunger hat. Das geht im McDonald's oder am Dönerstand einfacher. Aber wenn man sein Abendessen bei «Rico's» holt, gibt man sich ja auch die Mühe, den Tisch schön aufzudecken, eine gute Flasche Wein zu öffnen und für eine entspannte Stimmung zu sorgen. Das Meiste muss einfach kurz aufgewärmt werden, damit es die Wärme und Frische hat, die man bei dieser Qualität des Essens will: Ein Gemüse-Zitronengras-Süppchen

und ein Sellerie-Apfel-Süppchen haben wir kurz gewärmt und dann mit Vergnügen aus passenden Suppentassen genossen. Die Zitronengras-Variante mit knackiger Crevette war schärfer, spannender, die mit dem Apfel mild, leicht süss mit einem Hauch von Vanille. Gar keinen Aufwand machte die perfekte Gänseleber-Schnitte mit einer Glasur von Szechuanpfeffer und Preiselbeeren. Dazu wird eine Brioche geliefert. Gleiches gilt für ein Tatar von Lachs und Zander mit Wasabi-Gelee, Gurken-Relish und Anis-Crème. Kurz ins heisse Wasser mussten die hervorragenden Kalbfleisch-Ravioli (mit Tomatenmarmelade) und die Taglierini, die das Pièce de Résistance, ein Innerschweizer Rindsgulasch an (viel) prächtiger Sauce, begleiten.

Wir haben alles, was die Tragtasche ganz nach unseren Wünschen für rund 200 Franken bot, zu dritt geteilt und fühlten uns bestens ge- und ernährt.

WEIN/PETER RÜEDI

Der heisse Hauch des Maquis

Domaine Pierre Usseglio & Fils:
Châteauneuf-du-Pape. 15%. Daniel Gazzar,
Pully. Fr. 28.-. www.daniel-vins.ch

Die Meinung ist ja weit verbreitet: Üppigkeit und Eleganz müssten sich ausschliessen. Die westlichen Überfluggesellschaften beförderten, keineswegs nur im Bereich der Mode, ein Ideal von Schlankheit, Coolness und Understatement. Körperfülle wurde ein Merkmal von Armut. Wie sollte da der Wein, längst von einer Materie des täglichen Gebrauchs zu einer Projektionsfläche geworden, von solchen Gezeitenwechseln unberührt bleiben? Auch Weine aus einem Preissegment, das einer exklusiven Kundschaft vorbehalten ist, werden wegen ihrer Finesse, Subtilität und Eleganz gepriesen und nicht etwa wegen so etwas wie Wucht oder Fülle. Gilt heute beides als vulgär. Was vollmundig ist, nimmt den Mund (zu) voll.

Nun bin ich ja selbst ein Liebhaber schlanker, eleganter, subtiler Weine, und ich kann zuweilen auch moralische Kriterien nicht ganz ausschliessen. Es gibt ja,



gerade unter Berücksichtigung eines vernünftigen Umgangs mit der Natur, so etwas wie «ehrliche» Weine und Winzer, deren «Bescheidenheit» nicht Koketterie, sondern eine Tugend ist, sei es im Umgang mit der Natur (der primären Materie), sei es im Verkehr mit ihrer Kundschaft (angemessene Preise). Ich denke bloss, nicht nur beim Wein müssten sich nicht immer und grundsätzlich Fülle und Eleganz ausschliessen. Dass es auch beim Wein den Typus des «behändigen Dicken» gebe, den wir in Figuren wie Oliver Hardy, Fats Waller oder Charles Laughton bewundern. Dass, um es banal zu sagen, nicht jeder hohe Alkoholgehalt als vulgär zu verachten ist, sondern durchaus Teil des harmonischen, eleganten Gesamtcharakters eines Weins sein kann.

Ende der Sonntagspredigt. Zu der veranlasste mich einmal mehr ein Châteauneuf-du-Pape, und zwar nicht einer aus den obersten Regalen (Château Rayas, Château de Beaucastel, Vieux Télégraphe), sondern eine durchaus erschwingliche Flasche der Domaine Pierre Usseglio, deren Ahne Francis Usseglio in den dreissiger Jahren nach Frankreich gekommen war und das Gut 1948 mit acht Hektaren gründete. Heute, da es seine Enkel Thierry und Jean-Pierre führen, umfasst es 49 Hektaren, 29 davon in der Appellation Châteauneuf-du-Pape.

Mit ihrer Hommage an den Grossvater (Cuvée de mon Aïeul) spielen sie zwar durchaus auch in der ersten Liga, aber diese andere tolle Komposition aus Grenache (55%), Syrah (25%) und etwas Mourvèdre und Cinsault ist das wunderbare Beispiel eines «behändigen Dicken»: 15 Prozent Alkohol, charmante Tannine, feine Nase, Kirschen, Himbeeren, Brombeeren; am Gaumen grosse Fülle, rund und prall, ein Rubens von einem Wein und gleichzeitig sehr elegant: Kräuter, Lorbeer, ein Hauch Thymian. Und überhaupt die heisse «Anwehung» vom ganzen Zauber des provenzalischen Maquis.

Der schwedische Weg

Dieses Elektrofahrzeug macht das Leben einfacher und schöner: Ist der Polestar 2 ein besserer Tesla?



Über Schweden weiss ich leider viel weniger, als ich eigentlich wissen möchte. Immerhin aber so viel: Mein letzter Besuch in Stockholm ist zwei Jahre her und führte zu einem eindrücklichen Mittagserlebnis, das ich bis heute in meine persönlichen ewigen Top Five einordne. Ein Besuch im «Frantzén» ist unbedingt zu empfehlen, es unterscheidet sich von jedem anderen Spitzenrestaurant, das mir bekannt ist.

Zweitens, in der Bekämpfung der sogenannten Corona-Pandemie gehen die Schweden auch ziemlich eigensinnig jene Wege, welche sie für richtig halten, und damit sind wir beim eigentlichen Thema dieser Kolumne.

Der Polestar 2 aus dem Hause Volvo überzeugt, drittens, ebenfalls durch einen sehr individuellen Ansatz, und vielleicht gibt es bei diesen drei völlig unzusammenhängenden Themen doch eine Art inneren roten Faden – den schwedischen Weg eben. Mit Polestar hat Volvo eine eigene Marke für Elektromobilität geschaffen, mit der sich der traditionsreiche Autohersteller von den allermeisten Konkurrenten unterscheidet. Und die neue Firma begnügt sich nicht mit dem Ziel, bloss umweltfreundliche Fahrzeuge zu bauen, das Selbstverständnis von Polestar wird selbstbewusst so formuliert: «Durch Innovation treiben wir den Fortschritt voran und schaffen eine bessere Zukunft. Eine Zukunft, die nachhaltig, stressfrei und wunderschön ist. Wir teilen technologisches Know-how und Entwicklungsexpertise mit Volvo Car Group, gehen jedoch unseren eigenen Weg

als Leitstern. Bei Polestar sagen wir «Goodbye Normal.»»

Es wäre zu einfach, sich jetzt mit ein paar ironischen Sprüchen über dieses zweifelsfrei etwas pathetisch formulierte Leitmotto lustig zu machen, das eher nach NGO als nach Industrieunternehmen klingt. Aber auch wenn ich ehrlicherweise Zweifel daran habe, dass Elektroautos wirklich die beste Lösung für umweltfreundliche Mobilität sind, habe ich höchsten Respekt für die einnehmende Herangehensweise bei Polestar.

Der Polestar 2 ist das zurzeit vermutlich beste Elektroauto in der Mittelklasse. Im Vergleich mit einem Tesla 3 etwa sind Form, Verarbeitungsqualität und der in typisch schwedischer Designqualität gehaltene, hochwertige Innenraum hervorstechende Merkmale. Auch das auf Google basierende Bediensystem des Autos macht das Leben einfacher und tatsächlich schöner. Abhängig vom Fahrstil mehr als 400 Kilometer Reichweite, ein schnelles Ladesystem mit bis zu 150 kW sowie die angenehme, entspannte Ruhe, die einem der Polestar 2 beim Fahren vermittelt, machen zudem jede zurückgelegte Strecke zu einem schwedischen Weg.

Polestar 2

Motor/Antrieb: 2 Elektromotoren (Hinter- und Vorderachse), Allradsystem; Batterie: 78 kWh; Leistung: 407 PS/300 kW; max. Drehmoment: 660 Nm; Verbrauch: 192 Wh/km; Reichweite (WLTP): 470 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 4,7 Sek.; Höchstgeschwindigkeit: 205 km/h; Preis: Fr. 57 900.–, Testfahrzeug (Performance-Paket): Fr. 66 900.–



OBJEKT DER WOCHE

Gegen Viren und böse Geister

Nussknacker «Virologe»
Online für 239 Euro erhältlich

E. T. A. Hoffmanns Märchenfigur Pate Drosselmeier wollte mit dem Nussknacker zwar die Mäusearmee bezwingen, er hätte aber bestimmt nichts dagegen gehabt, dass sein Spielzeug nun in die Schlacht gegen ein die Welt lähmendes Virus zieht.

Seinen Kampf nahm der Covid-19-Fighter an einer Handelsmesse in Atlanta auf, wo er im Januar, zum ersten Mal präsentiert, gleich ein Hit wurde: «Wir haben innerhalb weniger Minuten den kompletten Lagerbestand an unsere amerikanischen Kunden ausverkauft und müssen jetzt schnellstens nachproduzieren», sagt Rico Paul, Geschäftsführer der Steinbach Volkskunst GmbH. Die Firma aus Marienberg im Erzgebirge stellt seit über 200 Jahren Nussknacker her.

Nun ist der hölzerne Krieger in zeitgeistigem Masken-Look mit Wuschelkopf und Impfspritze in der Hand auch in Deutschland und in der Schweiz erhältlich (steinbach-volkskunst.com). «Es handelt sich um einen Arzt, der das Coronavirus zertritt und so symbolisch die Menschheit rettet», beschreibt Paul die Qualitäten seines aufmüpfigen Verkaufsschlagers.

Der «Virologe» fügt sich so perfekt in die alte Tradition der kunstvollen Nussknackerfiguren ein. Seit Hunderten von Jahren ist es deren Bestimmung, böse Geister zu vertreiben – heimtückische Viren eingeschlossen.

Benjamin Bögli

Ruf der Wildnis

TTT – Tiere testen toll, lautet eine Formel, wenn es darum geht, Botschaften rüberzubringen. Zurzeit etwa das Freihandelsabkommen mit Indonesien, das unter anderem an nachhaltige Bedingungen für den zollreduzierten Import von Palmöl geknüpft ist. Fortschritt durch Freihandel, lautet die Losung, und die visuelle Botschaft der Abstimmungswerbung meint nicht etwa, dass wir über ein Abkommen mit einem Land befinden, in dem sich Fuchs und Hase beziehungsweise Bär und Tiger gute Nacht sagen. Nein, es handelt sich um einen Vertrag zwischen zwei starken und ebenbürtigen Partnern. Die lokale Fauna liefert dabei den ökologischen Subtext. Bemerkenswerterweise wurde der Bär zu diesem Zweck unbemerkt zur Schweizer National- Allegorie erhoben. Es geht ja nicht an, dass der Tiger den im Vergleich dazu zierlichen Bernhardinerhund durch innige Umarmung zermalmt, das gäbe wieder *Lämpe* mit der SVP. Also befördert man den einstig eingewanderten Problembären zum Tiger-Umarmer. So geht Integration, liebes Egerkinger Komitee.

David Schärer ist Werber und Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.



Der Bär wurde für den Abstimmungskampf zum Nationalsymbol befördert.

FRAGEN SIE DR. M./DER EXPERTE FÜR ALLE LEBENSLAGEN

Können Sie mir den Sinn und die Logik der Schweizer Corona-Impfstrategie erklären? Mit grossem Medientamtam wurden die ersten Altersheimbewohner geimpft. Man möge es mir verzeihen: Da werden Leute, die nicht mehr für sich selber sorgen können und aufgrund des aufgebrauchten Vermögens nicht selten auf Kosten des Staates im Altersheim leben, geschützt. Das Medizin- und das Pflegepersonal gehen vorerst leer aus. Ebenso jene Berufsgruppen, die den Staat am Laufen halten (und Steuern zahlen), die aber die Distanz nicht immer einhalten können: Polizei, Lehrer, Aussendienstmitarbeiter und – nicht zuletzt – das älteste Gewerbe, für das bis zur Impfung ein faktisches Berufsverbot gilt. Täusche ich mich, dass da unsere Sozialindustrie auf Kosten der produktiven Industrie gehätschelt wird? M. C., Niederweningen

Die Corona-Impfstrategie hat wirklich lange Zeit viele Fragen aufgeworfen. Jetzt zeich-



net sich ein gewisses Vorgehen – von Strategie kann man wohl noch nicht reden – ab. Und Sie haben richtig erkannt, dass vor allem die Menschen in den Alters- und Pflegeheimen erste Priorität geniessen. Warum ist das so? Bis jetzt liegt das Durchschnittsalter der an Covid-19 Erkrankten bei über achtzig Jahren, und die Verstorbenen sind praktisch zu hundert Prozent alte Leute mit Vorerkrankungen. Mehr als die Hälfte der über 8000 Verstorbenen wohnte in Alters- und Pflegeheimen. Also ist es wohl

richtig, dass man zuerst dort eingreift, wo die Todesgefahr am grössten ist. Hätte man das schon ganz am Anfang getan, wären viel weniger gestorben. Allerdings gab es damals noch viele Unbekannte – und zudem keinen Impfstoff. Heute wissen wir mehr.

Zu Recht halten Sie fest, dass auch das Pflegepersonal in diesen Heimen all die Risikopatienten nicht anstecken darf. Meines Erachtens sollten dort nur Leute beschäftigt werden, die eine solche Ansteckung verhindern können, was wohl am ehesten mit der Impfpflicht möglich wäre.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch.

Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Vreni Schneider

Drei Goldmedaillen bei Olympia und Weltmeisterschaften machen sie zur erfolgreichsten Schweizer Skirennfahrerin. Jetzt gibt sie ihre Begeisterung für den Sport an Kinder weiter.

Mit Vreni Schneider zum Mittagessen abzumachen, ist faktisch unmöglich. Die Glarnerin packt überall mit an: als Leiterin der eigenen Ski-, Snowboard- und Rennschule in Elm, als Skilehrerin, als Ratgeberin in Sachen Sport für ihre Söhne Florian, 17, und Flavio, 15, und – vor allem – als Mutter: «Das ist die tollste und grösste Aufgabe, die man sich vorstellen kann – und noch fordernder, als erfolgreich Ski zu fahren.» Schneider ist sich nicht zu schade, im Bergrestaurant «Ämpächli» für ihre Skischulklasse das Essen zu schöpfen. Nachdem zu Beginn des Shutdowns die Küche geschlossen geblieben war, machten die Behörden für die Kinder während der Glarner Sportwoche eine Ausnahme und öffneten die Terrasse der beliebten Beiz über Mittag: «Ein Entscheid des gesunden Menschenverstands», sagt Schneider, «sonst hätten wir nur in Halbtagesklassen unterrichten können.»

In festlicher Bluse

Stolz erzählt sie, dass Florian im Beruf des Forstwarts eine grosse Leidenschaft gefunden habe: «Am Montag muss er um 5 Uhr morgens beginnen.» Flavio absolviert eine Lehre als Landmaschinenmechaniker: «Meinem Mann Marcel und mir war es wichtig, dass die Kinder eine solide Ausbildung erhalten. Ski fahren können sie auch daneben.» Dass es einem der Söhne in den Weltcup reichen könnte, sei kein Thema: «Florian überlegt zu viel. Beim Skifahren ist das nicht gut – im Beruf aber schon.»

Vreni Schneider sagt, dass sich ihr Leben nach dem Karriereende «um 180 Grad» geändert habe. Trotzdem ist ihre Vergangenheit immer wieder präsent – so Mitte Dezember, als sie mit dem Sports Award zur erfolgreichsten Schweizer Athletin der letzten siebzig Jahre gewählt wurde. Sie habe die Einladung zu diesem Anlass zuerst gar nicht genau gelesen. Erst mit Verzögerung habe sie realisiert, dass

sie sich eine adäquate Garderobe beschaffen müsse: «Das kostete Zeit und Energie – aber am Schluss entschied ich mich für meine ursprüngliche Idee: schwarze Lederhosen und eine schwarze Bluse.» Das sei immer festlich, wurde sie beraten.

Als sie neben Roger Federer den Preis entgegennehmen durfte, habe sie weiche Knie gehabt, erzählt sie lachend: «Roger ist ein Welt-



«Wahnsinniges Echo»: Ski-Idol Schneider.

star – und trotzdem völlig normal geblieben. Ein echtes Vorbild.» Selber habe sie nach der Auszeichnung ein «wahnsinniges Echo erhalten». Neben SMS und Mails seien auch viele Briefe eingetroffen: «Dafür möchte ich mich herzlich bedanken. Ich hoffe, dass ich im Frühling Zeit finde, um alle zu beantworten.»

In diesen Tagen geht Schneiders Blick in Richtung Cortina d'Ampezzo zur Ski-WM. Sie fiebert mit, als sei sie selber noch Teil des Teams.

Was in den vergangenen Jahren bei Swiss-Ski entstanden ist, bezeichnet sie als «grandios». Es sei ähnlich wie zu ihrer Zeit, als die Schweizerinnen und Schweizer praktisch alles gewannen, was es zu gewinnen gab. Mit Cortina verbindet sie sehr schöne Erinnerungen: «Man befindet sich dort mitten in den Dolomiten. Die Bergwelt ist enorm imposant – und doch herrscht eine südländische Atmosphäre.

Und die Pasta ist kaum zu übertreffen.» Italien ist für sie auch die Heimat eines der grössten Rennfahrer ihrer Zeit: Alberto Tomba. «Zu ihm habe ich immer aufgeschaut. Als wir jeweils um 10.00 Uhr mit dem Training begannen, war Alberto schon fertig. Er startete mit seinem Privatteam um 5 Uhr morgens und liess sich mit dem Schneetöf den Berg hochziehen.» Dass Tomba vor allem die süsseren Seiten des Lebens genossen habe, sei vor allem der Imagepflege zuzuschreiben: «Vielleicht ging er am Abend schnell in eine Bar und wurde dort gesehen. Aber ohne grossen Trainingsaufwand und disziplinierte Arbeit wären seine Erfolge nie möglich gewesen.» Vreni Schneider weiss, wovon sie spricht.

Leuchtende Kinderaugen als Lohn

Auch angesichts ihres Leistungsanspruchs fiel ihr der Umstieg ins zivile Leben zunächst nicht immer leicht: «Ich bin Perfektionistin und musste für den Profi-Sport extrem hart trainieren. Dadurch musste ich erst lernen, in der Skischule nicht immer alles selber zu machen.» Der Lohn, den sie heute kriegt, sind keine Medaillen und Pokale – er ist aber wohl mindestens so wertvoll: «Die strahlenden Kinderaugen auf der Piste geben einem viel zurück. Und diejenigen der Eltern, wenn ihr Kind zum ersten Mal auf den Ski steht und es klappt.»

Vielleicht sind in diesen Tagen künftige Schweizer Weltmeisterinnen und Weltmeister unterwegs – in Cortina, aber auch in Elm.

Thomas Renggli

Vögel machen glücklich

Nationalratspräsident Andreas Aebi ist leidenschaftlicher Hobby-Ornithologe. Seinen Wohnort machte er zum Vogeldorf. Nun sollen die Tiere das Bundeshaus erobern.

Erik Ebnetter

Die Fahrt zum höchsten Schweizer führt ins tiefste Mittelland. Nationalratspräsident Andreas Aebi lebt in Alchenstorf, eingebettet in die Hügellandschaften des Emmentals.

584 Einwohner zählt die Gemeinde. Hier ist Schwingerkönig Matthias Sempach aufgewachsen, der 2013 das Eidgenössische im nahen Burgdorf gewann. SVP-Politiker Aebi organisierte damals den Grossanlass. Noch heute klebt auf seinem weissen Lexus das schwarze Fest-Logo.

Andreas Aebi, 62, ist tief in dieser bäuerlich-ländlichen Welt verwurzelt. Sein Ururgrossvater Johann Ulrich Aebi, den er «J. U. Aebi» nennt, gründete 1883 in Burgdorf die Landmaschinenfabrik Aebi, die heute im Besitz von SVP-Kollege Peter Spuhler ist. Sein Vater («Franz Aebi 33») kaufte den Hof in Alchenstorf, den schon der Grossvater («Franz Aebi 04») als Pächter bewirtschaftet hatte. Inzwischen hat die vierte Generation übernommen.

Mit seiner Frau Thea wohnt Andreas Aebi in der umgebauten Dorfkäserei von 1957. Lange lieferte er hier selber Milch ab. Sein Büchlein mit der Nummer 18 – «meine Lieblingszahl» – hing an der Wand im heutigen Esszimmer.

Nun stehen dort drei Feldstecher beim Fenster. Andreas Aebi ist Vogelbeobachter, Hobby-Ornithologe, einer der aktivsten der Schweiz. 2019 erklärten seine Frau und er Alchenstorf zum Vogeldorf der Schweiz. SVP-Bundesrat Ueli Maurer hielt die Festrede zum Start des Projekts, die Berner Fachhochschule und der Schweizer Vogelschutz sind daran beteiligt.

Fröhlicher Lärm

Dieses Jahr will Aebi mit dem Verein Vogeldorf vier Schwalbenhotels im Ort aufstellen. Jedes Hotel bietet 22 Brutplätze – macht 88 Nester. Auf ihrem Hof unterhält die Familie doppelt so viele: 160 Mehlschwalbenpaare nisten dort, hinzu kommen 10 bis 15 Rauchschwalbenpaare, die in Innenräumen, sprich: im Stall, ihren Nachwuchs grossziehen.

Warum tun Sie das, Herr Aebi?

«Weil es glücklich macht», sagt er.

Aebi zeigt auf seinem Handy ein Video aus dem vergangenen Jahr. Hunderte Schwalben fliegen über dem Platz vor dem Bauernhof und machen fröhlichen Lärm.

«So klingt für mich der Frühling. Der Winter ist vorbei, es wird wärmer, alles blüht, die Tiere vermehren sich. Wir hatten noch nie so viele Schwalben hier wie 2020. Die Natur ist intakt, trotz Pandemie, Klimawandel und anderen Sorgen, die wir Menschen haben.»

Die esoterische These, nur Säugetiere hätten eine Seele, wischt er kurzerhand beiseite.

Noch sind die Schwalben im Süden. Um den 20. September ziehen sie los. Vom Jodelkomponisten Adolf Stähli (1925–1999) stammt ein Lied dazu: «Wenn d'Schwäbeli i Süde zieh». Es ist Aebis Lieblingslied.

«Ich stelle mir vor, wie Stähli in Oberhofen am Thunersee in der Septembersonne sass, den Schwalben nachsah und sich Gedanken machte: «Schaffen sie ihren Flug in den Süden? Sind sie im Frühling wieder zurück? Würde ich gern mit ihnen ziehen?»»



IRGENDWO IN NEW MEXICO:
DIE GESCHICKTE TARNUNG DER
EINZIGARTIGEN, ABER GEFÄHRLICHEN
KLOBRILLEN-SCHLANGE...

Aebi selber zieht es regelmässig fort. Ohne Pandemie wäre er dieser Tage mit sechzig Leuten in Botswana. Seine Frau und er organisieren Erlebnisferien auf allen Kontinenten. Bis zu 250 Personen nehmen daran teil. Am liebsten ist Aebi in Kanada und Namibia, auch Argentinien und Neuseeland gefallen ihm.

Man besucht Landwirtschaftsbetriebe und Nationalparks, manchmal Parlamente, wenn Aebi – langjähriges Mitglied der Aussenpolitischen Kommission – einen Kontakt vor Ort hat. Gern baut er auch eine Vogelbeobachtung als Programmpunkt ein.

«Ich weiss ein Geheimnis»

Die Leidenschaft für Vögel stammt vom Grossvater (Franz Aebi 04). «Er sagte oft zu mir: «Ich weiss ein Geheimnis», erzählt Aebi. «Das konnte ein Vogelnest sein, das er entdeckt hatte, oder junge Wildenten im Bach oder die ersten Schwalben. Das machte mich neugierig.»

Schon der Ururgrossvater (J. U. Aebi) hatte gern Vögel um sich. Er sammelte ausgestopfte Exemplare, die heute im Naturhistorischen Museum Bern ausgestellt sind.

Aebis eigene Vögel sind im Internet zu sehen, zumindest einige davon. Auf seinem Hof nisten Schleiereulen. Deren Bruthäuser hat Aebi mit Webcams ausgerüstet. Bis zu tausend Klicks pro Tag verzeichnet der Live-Stream.

6000 Mäuse muss ein Eulenpaar fangen, um seine Jungen zu versorgen. Fehlen Mäuse, fressen die starken Jungen die schwachen. «Manchmal melden sich Zuschauer: ««Warum schützt ihr die Kleinen nicht?»», erzählt Aebi. Seine Antwort: «Das ist die brutale Natur.»

So unsentimental das klingt, kommt er doch ins Schwärmen, wenn er von seinen Schleiereulen spricht: «Diese herzförmigen Köpfe, diese aufmerksamen Augen!» Anfangs gab er den Eulen sogar Namen.

Die esoterische These, nur Säugetiere hätten eine Seele, wischt er kurzerhand beiseite: «Natürlich haben auch Vögel eine Seele!» Allerdings fühle er sich einer Kuh stärker verbunden als einem Huhn. Und ja, er esse Poulet, «kein Problem».



«Das ist ein Naturdenkmal»: SVP-Politiker Aebi, 62, vor einer Eiche in Alchenstorf.

Es gibt auch Vögel, die Aebi weniger gern sieht, Elstern zum Beispiel oder Raben. Das seien Räuber, die andere Arten verdrängen würden. «Wir haben zu viele davon», sagt er. Dass die Städter gegen Tauben vorgehen, ist für ihn kein Thema.

Weniger Verständnis zeigt er für die modernen Bauten in den Zentren. Da gebe es kaum noch Ritzen und Spalten, wo Vögel nisten könnten. «Als ich vor dreizehn Jahren ins Parlament kam, sah man in der Stadt noch viel mehr Mauersegler. Es ist stiller geworden in Bern.»

Als Nationalratspräsident hat Aebi sich vorgenommen, das Bundeshaus mit Nistplätzen auszurüsten. «Das wird ein Kampf zwischen Naturschutz und Denkmalpflege.»

Einladung an Sommaruga

Auch auf seinem eigenen Land versucht er, Lebensraum für Vögel zu schaffen. Eine Hecke hat er so gestaltet, dass nun tatsächlich der Neuntöter – Vogel des Jahres 2020 – dort nistet.

Aebi zeigt ein Foto von sich mit Handsäge: «So sieht angewandter Umweltschutz aus. Wenn mir meine linken und grünen Kollegen

im Parlament erzählen, was wir Bauern alles falsch machen würden, staune ich. Manche können kaum einen Vogel oder einen Baum benennen, meinen aber, sie wüssten ganz genau, was die Natur so alles braucht.»

Gern würde er Bundesrätin Simonetta Sommaruga in Alchenstorf begrüßen: «Sie redet so viel von Biodiversität, hier kann sie diese Diversität erleben.»

Was er ihr zeigen würde? Aebi berichtet von einer alten Eiche, die ein paar hundert Meter entfernt von seinem Haus auf einem Hügel steht. «Das ist ein Naturdenkmal. Ein solcher

Die Exotik des Naheliegenden – das will der weitgereiste Aebi vermitteln.

Baum beherbergt bis zu tausend verschiedene Lebewesen.» Ganz in der Nähe davon liegt ein künstlich angelegter Tümpel – «für Kleintiere ein Paradies», erklärt Aebi.

Dass die Bauern mit ihrer intensiven Landwirtschaft die Natur schädigen würden, sei ein unsinniger Vorwurf, ein frecher obendrein: «Wir wären ja schön blöd, wenn wir unsere eigene Lebensgrundlage zerstören würden.» Ohnehin gelte: Um eine vernünftige Umweltpolitik zu machen, müsse man erst einmal verstehen, wie die Natur funktioniert.

Liebling Feldlerche

Auch deshalb ist Aebi stolz, dass sich die Lehrerinnen der Primarschule für das Projekt Vogelndorf begeistern liessen. Vogelkunde gehört in Alchenstorf zum Unterrichtsstoff.

Der Zugang ist spielerisch. Statt zu turnen, gehen die Kinder in dieser Corona-Zeit spazieren. Gemeinsam sollen sie so viele Schritte machen, bis 9000 Kilometer erreicht sind. Das entspricht der Strecke, die eine Mehlschwalbe zurücklegt, um zu überwintern.

«Die Kinder bekommen so ein Gefühl dafür, was dieser kleine Vogel leistet», sagt Aebi. Und sie lernten, auf die Natur zu achten: «Wenn eine Amsel singt, hören das vielleicht fünf von hundert Passanten. Dabei ist das etwas Wunderbares.» Die Exotik des Naheliegenden – das will der weitgereiste Aebi vermitteln.

Welche fünf besonderen Vögel man mit etwas Glück und Geduld auf einem Spaziergang beobachten könne? Aebis Antwort: «Mehlschwalbe, Schleiereule, Neuntöter, Feldlerche, Eisvogel.»

Die Feldlerche sei sein Lieblingsvogel. Sie brütet am Boden, ist ihren Fressfeinden ausgeliefert: «Davor habe ich einen riesigen Respekt.» Der Eisvogel wiederum sei von umwerfender Schönheit.

Ja, Andreas Aebi macht einen glücklichen Eindruck, wenn er von Vögeln erzählt. Er weiss: Bald kommen die Schwalben zurück.

Die Bürde

Schwierige Zeiten für Corona-Experten. Das meine ich ernst.



Wut ist an sich ein gesundes Gefühl. Wir alle kennen es. Bei mir kocht sie hoch, etwa wenn der Hund, ein heftiger Verweigerer des Leinenkonzepts, seine Halterin auf der Strasse nach 10 000 Trainingseinheiten noch immer hinter sich herzieht wie einen Pflug.

Wut gehört zur menschlichen Natur und kann Ausdruck von vielem sein: Angst, Scham, Machtlosigkeit. Indem wir einen unsachlichen Gefühlsausbruch zulassen, fühlen wir uns besser, übernehmen wieder ein Stück weit die Kontrolle. Wir benützen Wut auch, um uns zu wehren: Ich schreie herum, damit du aufhörst, zu tun, was mich wütend macht. Wut ist aber auch eines der ungesunden Gefühle. Etwa dann, wenn wir sie nicht anerkennen oder auf ihr reiten wie auf einer langen Welle. Oder wenn sie ausser Kontrolle gerät, sich aufstaut und in Hass verwandelt.

Wut und Hass sind geschlechterübergreifend, und es gibt sie in allen gesellschaftspolitischen Lagern. Und immer mehr Menschen sind, so scheint es zumindest im Internet, sehr wütend. Und hasserfüllt. Sie benehmen sich abscheulich gegenüber Personen, die nicht das schreiben oder sagen, was sie hören wollen.

Vor ein paar Tagen gab der deutsche Mediziner und SPD-Politiker Karl Lauterbach auf Twitter bekannt, von einer Hasswelle überrollt zu werden. Von «Der muss in eine geschlossene Anstalt» bis hin zu Drohungen und Mordaufrufen im Internet erlebe er derzeit alles. Ich habe die Kommentare gelesen, und sie machen fassungslos. Im *Spiegel*-Interview erklärt Lauterbach, dass er aufgrund seiner langjährigen Tätigkeit als Politiker einiges gewohnt sei. Aber: «Der Hass, der derzeit auf mich einprasselt, stellt alles in den Schatten, was ich bisher erlebt habe. Das ist eine neue Dimension der verbalen Brutalität, eine

neue Sprache, die mich wirklich verstört.» Die Hass-Eskalation erklärt er sich mit «der ausgebliebenen Lockerung in der Corona-Krise». Ginge es nach dem «Talkshowkönig 2020» – er ist Dauergast in TV-Studios –, würde er den Lockdown in Deutschland bis Ostern verlängern. Lauterbach kritisiert gerne mal die Corona-Strategie von Nachbarländern: «Die Schweiz hat vieles falsch gemacht» (*Blick*), urteilte er vergangenen November.

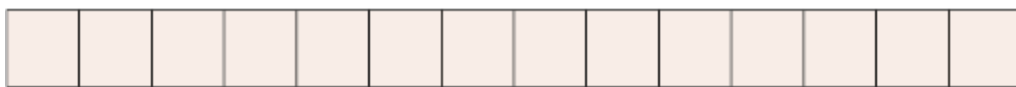
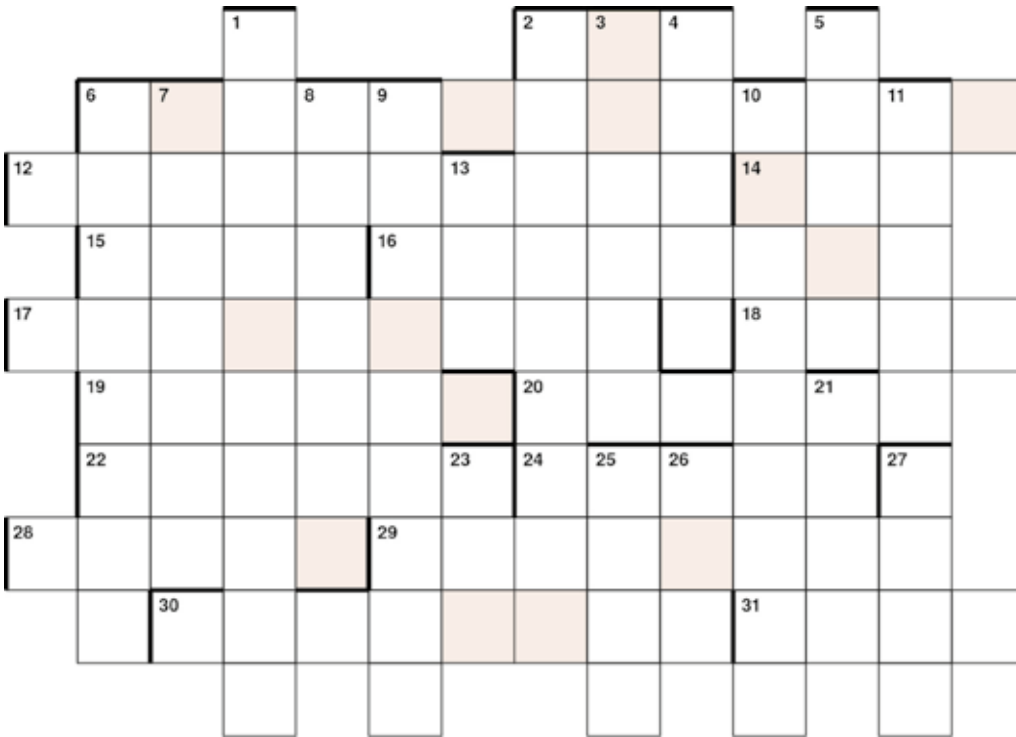
Lauterbachs Einschätzungen muss man nicht zustimmen. Ich halte auch Rhetorik wie «Turbo-Virus» (Lauterbach) in der aktuellen Situation nicht für zielführend. So spricht man mit Zehnjährigen, denen man mit Angstbildern erklären will, dass sich das Virus schnell verbreitet, weil sie es anders nicht verstehen. Zudem finde ich es anmassend, das Krisenmanagement anderer Länder zu kritisieren, wo die Pandemie ja nicht vorbei ist – vor allem, wenn die eigene Regierung, Stichwort Impfen, alles andere als eine weltmeisterliche Figur macht. Über all das kann man sich nerven, wütend sein, sich lustig machen über «die da oben», die sehr viel reden, aber nicht halb so viel zustande bringen, dafür mit immer ausgefalleneren Begriffen aufwarten zwecks Veranschaulichung der Dramatik. Man kann bestimmte Massnahmen anzweifeln und kritisieren.

Was nicht tolerierbar ist, sind Drohungen und Gewaltaufrufe; sie sind mit nichts zu rechtfertigen. In einer Gesellschaft, die sich tolerant nennt, müssen andere Meinungen ausgehalten werden – in alle Richtungen. Es gibt genug demokratische Mittel, seinen Unmut kundzutun. Mein Eindruck ist übrigens, dass die Auflehnung gegenüber Politikern oder Experten in der Schweiz viel weniger ausfällig abgewickelt wird.

Üble Beschimpfungen gehen natürlich über Corona hinaus, und sie können auch jenen Leuten schaden – wenn auch nicht in gleichem Mass –, mit denen die Aggressoren selbst sympathisieren. Zum Beispiel, wenn sie beleidigende Kommentare über unliebsame Personen oder Gruppen unter die Artikel schreiben, die Autoren in den sozialen Medien posten. Damit setzen sie diese wiederum Attacken anderer Aggressoren aus. Mittlerweile gibt es ganze Twitter-Gruppen, deren einziges «Argument» als Antwort auf einen sachlichen Text ist, Hasskommentare von Usern anzuprangern, die im Fahrwasser eines Autors und dessen Beitrags gepostet werden, um ihn als Hetzer zu brandmarken und als Journalist zu delegitimieren – und die im Gegenzug wiederum Drohungen gegen den Autor auslösen. Das absurde Kontaktschuld-Konstrukt kann man ja überhaupt nur anwenden, weil sich immer ein paar Dummköpfe in den Kommentarspalten tummeln.

Wie man mit der Feindseligkeit im Internet umgehen soll, weiss ich nicht. Aber man kann versuchen, die eigene Wut in eine gesunde Richtung zu drehen. Psychologen raten, sie zuerst zu erkennen und sich auch seiner Reaktion darauf bewusst zu werden: Ich bin wütend, also beleidige ich die Person, die mich wütend macht. Nach dieser Feststellung sollte man der Wut auf den Grund gehen: Warum fühle ich so? Wovor habe ich Angst? Die Wurzel seiner Ängste zu definieren und adressieren, hilft, die negativen Emotionen besser unter Kontrolle zu bekommen. Vielleicht wäre das für einige Zeitgenossen ja mal eine ganz gute Übung.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter@TamaraWernli



Lösungswort — Der Hauptzeuge im Prozess der fliegenden Ratten
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — **2** Dieses Akronym Synonyms Homonym ist eine schlechte Angelegenheit. **6** Der alte oder junge Knacker, der bedacht Kleinholz aus Geheimcodes macht. **12** Ein bekanntes Polygon solcher Form befindet sich in Arlington. **14** On a celui qu'on veut avoir, disent les idéalistes; on a celui de ses artères, disent les réalistes. **15** Die schafft es, einen See der Möglichkeiten abzuleiten. **16** Vergleichsweise mit gesteigerter Fähigkeit zu gesteigerter fleischlicher Reizbarkeit. **17** Macht den Meister im Aquarellieren oder Multiplizieren. **18** Für die Christenheit des höchsten Wesens Wesenheit Faltigkeit. **19** Etwa der Soundtrack zur Werbung. **20** Narcissists umgeben sich gern mit solchen wie dem. **22** Ein hymnisches Hoch auf den himmlischen Herrn. **24** Affekt, nicht selten mit Knallroteffekt. **28** Das hier ist der dort. **29** Die überwiegend überholte Überzeugung, dass der Er überhaupt überall überlegen ist. **30** Deren Heimat liegt in der Wiege der westlichen Kultur. **31** Umfasst genau sechzig Halbtage oder neun bis zwölf Halbtöne.

Senkrecht — **1** Prozentual ist diese Zahl normal für ein Total. **2** Wortkarg. **3** Einer, der einem schriftlich erzählt, wie man sich relativ richtig verhält oder zumindest derart verstellt, dass man nicht aus der Reihe fällt. **4** Hasardeure oder Chauffeure können darauf mitnichten verzichten. **5** Die Artverwandten von Kiplings Khan gibt's in klein auch in zahm. **6** Emiratsasiat: In ihm sieht der observer einen wirtschaftlichen server. **7** Ist wahrscheinlich wörtlich tatsächlich ungebräuchlich, aber Tatsache ist: Tatsachen sind's. **8** Beispielsweise der Dependents Assistenten. **9** Entknobelte Umnebelte – Erst eingelegt entfalten die Bouquets ihr volles Bouquet. **10** Ein «von Küste zu Küste»-Teil der Kruste. **11** Bioplasma, vermehrt oder heiter und unbeschwert. **13** Voilà: ungehobelt, ungekocht und direkt verbalisiert serviert. **21** Lukas' Lok auf dem Kopf, bemuttert einen fremden Knopf. **23** Steve, Steve und Rons PC, ist für NICs die ID. **25** Ein kompetentes Setzen von Grenzen ist (hoffentlich) Teil seiner Kompetenzen. **26** Nach wo nach wo und vor legen auch vorlegen. **27** Wetten, dass danach die Wette gilt?!

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 704



Waagrecht — **4** DACHGAERTNER **13** ZUHOERER **14** To bat an EIELID: engl. (sinn-gemäss) mit der Wimper zucken **15** MEL: französierter E-Mail **16** [BAND]IT **17** VE: Odins Bruder **18** UMKLEIDEKABINE **19** OIR: span. hören/vernehmen **20** LENINIST **21** EMERGENZ **26** SEGA (Service Games): Geräte- und Spielehersteller **28** KIMRISCH **30** PSALM **31** TEST **32** AHLBEERE

Senkrecht — **1** [NAHE][KOMMEN] **2** HAENDE **3** ORIENTALE: Nach paarweisen Silbenwechsellern ergibt sich «Libanese, Pakistani, Perser oder Türke». **4** DUMMHEIT **5** COLLIERS **6** [H][EBER] **7** GRAIL: engl. Gral **8** ERDEN **9** REIKI: Energearbeit durch Händeauflegen **10** TITAN **11** NEWBIES: Computerjargon für Neulinge **12** ELVIS **22** RITT **23** ECHO **24** NHL: Die National Hockey League **25** ZEBU **26** (In) SPE(zifisch) **27** [GAR]N **29** SA: Samstag

Lösungswort — **NIETENZIEHER**

EMS

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



NEW CUPRA FORMENTOR

FINALIST AUTO
DES JAHRES 2021.



Das erste komplett unter der Marke CUPRA designte und entwickelte Fahrzeug ist für den international renommierten Preis «Auto des Jahres 2021» nominiert. Den neuen CUPRA Formentor gibt es neu auch als Plug-in-Hybrid. Rundum vernetzt und mit modernsten Sicherheitssystemen. Die Nominierung ist erst der Anfang – jetzt sind wir bereit für mehr.

CUPRAOFFICIAL.CH

